

UNGARN

MONATSCHRIFT FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN
KULTURAUSTAUSCH

GELEITET VON BÉLA PUKÁNSZKY

EUGEN VON SZINYEI MERSE ÜBER WESSELÉNYI
SIGMUND MÓRICZ †
VOM GEIST DES SIEBENBURGER DEUTCHTUMS
EIN LUTHER-DENKMAL IN BUDAPEST

Einsames Volk in Europa
Ungarische Baukunst
Die Dreivölkerstadt
Ungarische Gruppe der Internationalen Rechtskammer

Gedicht von P. GULYÁS
Erzählung von S. MÓRICZ

Bücher- und Presseschau

VERLAG DANUBIA
BUDAPEST-LEIPZIG

UNGARN

MONATSCHRIFT
FÜR DEUTSCH-UNGARISCHEN KULTURAUUSTAUSCH
DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

Erscheint am 1. jedes Monats

Mitteilungen und Beiträge sind zu richten an die Schriftleiter:

Prof. Dr. *BÉLA PUKÁNSZKY* und Dr. *STEFAN GÁL*

Schriftleitung und Administration:

Budapest, V., Arany János-utca 1.

Fernruf: 122-261.

Sprechstunden: Donnerstag bis Sonnabend Vormittag 9-13.

Verlag für Ungarn:

DANUBIA, Budapest, IV., Apponyi-tér 1.

Auslieferung für das Grossdeutsche Reich:

Fr. C. FLEISCHER, Leipzig, Salomonstrasse 16.

Preis des Jahrganges für Ungarn 10 P, für Deutschland RM. 10.

Einzelheft: in Ungarn P 1.—, in Deutschland RM. 1.—.

Einzahlung der Bezugspreise in Ungarn auf Postscheckkonto Nr. 5025.

Mitglieder der Ungarisch—Deutschen Gesellschaft in Budapest erhalten die Zeitschrift gegen Entrichtung des Mitgliedbeitrages.

UNGARISCH-DEUTSCHE GESELLSCHAFT IN BUDAPEST

PRÄSIDENT:

ANDREAS VON TASNÁDI NAGY, kön. ung. Justizminister a. D.
kön. ung. Geheimrat, Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses.

MITPRÄSIDENTEN:

GRAF TIBOR TELEKI, kön. ung. Geheimrat, Hüter der Heiligen Krone,
KOLOMAN VON SZILY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,
STEFAN VON FÁY, kön. ung. Geheimrat, Staatssekretär,
BARON BERTHOLD FEILITZSCH, kön. ung. Geheimrat, Obergespan a. d.
ALOIS KOVÁCS, Staatssekretär,
JOSEF STOLPA, Staatssekretär,
GYULA VON DARÁNYI, Universitätsprofessor.

GENERALSEKRETÄR:

Prof. *ALEXANDER VARGA VON KIBÉD*.

RECHTSANWALT:

LUDWIG V. HUSZOVSZKY, Reichstagsabgeordneter.

SCHATZMEISTER:

KARL SZANDER, Direktor des Rechnungsamtes im Reichstag.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



W. J. L. M.

W. J. L. M.

W. J. L. M.

NIKOLAUS VON WESSELÉNYI*

VON EUGEN VON SZINYEI MERSE

Heute, da wir das Meisterwerk von Johann *Fadrusz* wieder auf-richten und es der Stadt Zilah, dem Komitat Szilágy und somit ganz Ungarn wiedergeben, erfüllen wir nicht nur eine Pflicht, sondern er-richten Wesselényi auch in unseren Seelen ein Denkmal, prägen uns seine Lehren ein und begehen auf diese Weise die Feier der geistigen Wiedergeburt dieses grossen Ungarn.

Den „schlendernden Patrioten“ nannten spöttelnd seine Gegner den Mann, den dieses Denkmal darstellt. In der Tat wanderte er vor einem Jahrhundert von Komitat zu Komitat und verkündete in jeder Versammlung das unsterbliche Ungartum, den Ruhm des unabhängigen und freien ungarischen Geistes. In diesem Sinne zu wirken scheint auch mir Aufgabe und Beruf des ungarischen Kultusministers zu sein. Im Geiste und — sofern dies möglich ist — auch in Wirklichkeit will ich das Land bereisen und als getreuer „schlendernder Patriot“ den Keim des ewigen Ungartums, unserer Kultur und unseres Genius überall verpflanzen. Als Treuhänder des ungarischen Genius, des unga-rischen Geistes will ich in jeder Schule, jedem Kulturverband, jeder kulturellen Einrichtung und in der Seele aller Ungarn zugegen sein. Wesselényi lehrt uns für immer selbstlos, mit beharrlicher Leiden-schaft und — wo dies notwendig ist — auch mit grösster Opfer-bereitschaft diesen Weg zu gehen.

Auch Nikolaus von Wesselényi war Kulturpolitiker, der allen ungarischen Kulturpolitikern als Vorbild dienen kann. Als Oberkura-tor des Gymnasiums von Zilah übte er sein Amt mit grösster Hinge-bung aus und nahm sich der Angelegenheiten dieser altehrwürdigen Bildungsstätte mit vorbildlichem Eifer an. An den Reichstagen trat er als begeisterter Vorkämpfer der ungarischen Sprache auf. Mit edlem Feuer setzte er sich auch für die ungarische Dichtung ein und stand an der Wiege unserer Schauspielkunst. Sein kulturpolitisches Ver-mächtnis ist für uns alle, auch für mich ein Testament, das wir stets treu vollstrecken wollen.

* Rede bei der Feier der Wiederenthüllung seines Denkmals am 8. Sep-tember 1942 in Zilah.

Wesselényis Beispiel lehrt uns aber auch immer zugegen zu sein, wenn das ungarische Leben irgendwo in Gefahr ist. Bei der furchtbaren Überschwemmung in Pest war er der berühmte „Schiffer“, der es zur Rettung ungarischen Lebens wagte, den Kampf gegen die Wut der Elemente aufzunehmen. Er hatte aber auch den Mut, der Macht der Willkür bis zum Gefängnis zu trotzen, und er kämpfte auch gegen die Vorurteile der Gesellschaft tapfer. Zum Wohl seines Landes, seiner Nation und seines Volkes opferte, verschwendete er seine bezwingende Männlichkeit, seine flammende Seele. Diesen opferwilligen Mann, der allen Zeiten und allen Ungarn als Vorbild dienen soll, stellt das Meisterwerk Johann Fadrusz dar.

Wesselényi war ein getreuer Mitarbeiter Stephan Széchenyis, des „grössten Ungarn“, er war vertrauter Freund Franz Kölcseys, des Dichters der Hymne und ein Wegbereiter Ludwig Kossuths. Wie aus einem Füllhorn verschenkte er die Schätze seines Herzens und seiner Seele, und das seinem Wesen entstrahlende Feuer erwärmte eine ganze Nation. Für sich selbst aber forderte er nie etwas. Dieses Bildwerk ist somit das Denkmal der lautersten ungarischen Opferbereitschaft; es hält die sich freiwillig und froh opfernde ungarische Seele fest und damit die Grundlage unseres nationalen Seins.

Nikolaus von Wesselényi war einer der ersten, die sich der heiligen Sache des viel gelittenen ungarischen Volkes annahmen. Der ungarische Magnat mähte mit seinen Leibeigenen in einer Reihe, um so die Ehrbarkeit jeder redlichen Arbeit zu bezeugen. In den Komitatsversammlungen, an den Reichstagen und sonst überall trat er in Wort und Schrift mutig für die Freiheit und das Recht der Leibeigenen ein. Sein Standbild stellt somit reinstes vorbildliches Leben dar: in der Tat hob Wesselényi das Volk zu sich empor; er tat dies rückhaltlos und mit Hingabe seines Wesens. Der ungarische Magnat erkannte die ungarische Arbeits- und Schicksalsgemeinschaft und stellte sich in den Dienst dieser in einer Zeit, als diese Begriffe noch gar nicht geklärt waren, und widerlegte dadurch die heute so verbreitete, grundfalsche Auffassung, dass der ungarische hohe und niedere Adel die Leibeigenen nicht schätzte, aufs wirksamste. Das Denkmal Johann Fadrusz hält die grösste geschichtliche Geste Nikolaus Wesselényis fest; es gemahnt uns an seine dem Volke stets offen stehenden kräftigen Arme und lehrt uns unser Volk lieben, es mit gleicher opferwilliger und erhabener Leidenschaft emporheben, wie er es tat.

In blühendem Mannesalter traf Wesselényi ein furchtbarer Schlag: er erblindete; doch auch erblindet bewahrte er den klaren inneren Blick. Er sah das tragische Schicksal seines Volkes, er sah die drohen-

den Abgründe und Klippen und kämpfte bis zum letzten Atemzug mit Rat und Tat.

Diese unvergänglichen Verdienste verpflichten uns, das Andenken Wesselényis nicht nur durch die Wiederenthüllung seines Denkmals zu ehren. Leider sind seine Werke heute nicht mehr zugänglich, viele seiner wegweisenden Gedanken erschienen überhaupt nicht in Buchform. Ich will daher demnächst eine Auswahl der Schriften Nikolaus von Wesselényis herausgeben lassen, damit seine zeitlos gültigen Worte in die Seelen des Ungartums auch über die heutige Feier hinaus Eingang finden, wieder Feuer und Licht entzünden.

Möge sein edles Andenken Wache halten in unserer Seele und auf diesem Boden, wo einst der Führer Tuhutum ausruhte und der durch das Recht ungarischen Blutes und Geistes seit der Landnahme uns gehört. Ihr Ungarn von Zilah, erhebt euren Blick täglich zu ihm. Einst schloss Wesselényi diese Stadt ins Herz; mögen nun euere Herzen seiner wieder aufgerichteten Gestalt und seinen Lehren offen stehen.

Wollen wir inmitten der heutigen Krisen und Stürme auf dem richtigen Weg bleiben, so muss Wesselényi, wie jeder grosse, wahre Sohn der in uns fortlebenden Vergangenheit, unser Führer sein. Aber auch das Volk, das er zu sich emporhob, muss leben und blühen.

Wesselényi war in seinem schweren und von Schicksalsschlägen erfüllten Leben ein Kämpfer der Wahrheit. Wir lassen nun das heilige Feuer der Wahrheit Wesselényis wieder aufflammen und geloben es nie wieder erlöschen zu lassen.

Von diesen Gedanken beseelt und mit diesem Gelöbnis übergebe ich das Denkmal Nikolaus von Wesselényis wieder der Stadt Zilah und durch sie dem gesamten Ungartum, und ersuche den Herrn Bürgermeister, diesem weiterhin seine liebevolle Pflege zuteil werden zu lassen. Möge unser grosses Vorbild für alle Zeiten hier stehen; wir aber wollen trachten, seiner als Ungarn an Körper und Seele, an Gerechtigkeitssinn und gegenseitiger Achtung würdig zu bleiben.

SIGMUND MÓRICZ

VON LADISLAUS NÉMETH

Am Morgen nach dem ersten Fliegerangriff gegen Budapest erschütterte das Land auch eine zweite traurige Nachricht: Sigmund Móricz war nach mehrtägiger Bewusstlosigkeit gestorben. Er ging als armer Mann dahin, keine der führenden literarischen Gesellschaften umstand trauernd sein Grab. Der Kern und die Elite des Ungartums wussten jedoch genau, welchen Verlust sein Tod für sie bedeutete.

Es liegt meist etwas Trotz darin, wenn kleine Völker über die Grossen ihres Landes sprechen. Sie wissen, dass die Welt kaum Zeit findet, diese zu entdecken, müsste man doch hiezu vor allem das Volk selbst entdecken. „Sigmund Móricz war der grösste ungarische Romanschriftsteller, einer der sechs-sieben hervorragenden ungarischen Genies, die ganz Europa kennen sollte.“ Wie aber mag es gelingen, solchen Behauptungen Glaubwürdigkeit zu verschaffen? Nicht einmal seinen Freunden gewährte er Einblick in seine Werkstatt; vor seinem Tod widmete er jedoch eine Seite seines letzten Artikels der Beantwortung dieser Fragen. Da schrieb er unter anderem: „In den Romanen, die ich schreibe, werden Gestalten lebendig, die — ebenso wie die Menschen um uns her — verschiedenen Untersuchungen unterzogen werden können.“ Ein verspäteter Naturalist also, und dazu noch ein naiver, — denkt der westeuropäische Leser. Das Werk von Sigmund Móricz wird jedoch durch den Begriff des Naturalismus, wie man ihn im Westen versteht, höchstens umschrieben, keineswegs aber gedeutet. Um es wirklich annähernd zu erfassen, müssen wir in Osteuropa Umschau halten.

Liest man die Briefe der Päpste des 14. Jahrhunderts, so gewinnt man den Eindruck, dass sich nach den nordischen Völkern, den Sachsen, Dänen, Normannen, nun auch die Slaven und Ungarn endgültig dem Blutkreislauf Europas einfügen. Die Steppenvölker des Ostens: Mongolen und Türken hemmen jedoch auch die ihnen verwandten Völker lateinischen Glaubens. In Osteuropa zeigt auch das Wirtschaftsleben eine abweichende Entwicklung; statt des freien Bürgertums bildeten sich hier die grossen Massen der Leibeigenen, neben den in westlicher Kultur erzogenen Gebildeten entwickelte sich eine ausge-

breitete eigenständige Volkskultur. Auf diese Weise entstand ein unglücklicher Weltteil, der weder mit Europa Schritt halten, noch zu einem selbständigen, geschlossenen Kulturkreis werden konnte. In dieser Welt gab es keine zusammenhängende geistige Entwicklung, dafür aber ausserordentliche Aufgaben: Europa, das kulturell um Jahrhunderte voraus war, immer wieder einzuholen, den geistigen Schöpfungen und Kulturschätzen des Volkes in den höheren Kulturkreisen Geltung zu verschaffen. Der Leser der westlichen Länder kennt aus der russischen Literatur einigermassen diese Aufgaben und auch die grossen Persönlichkeiten, denen die Lösung dieser gelang. Zu diesen nun gehörte auch Sigmund Móricz.

Die Zeitschrift jenes ausserordentlich begabten Schriftstellerkreises, dem sich Móricz im Jahre 1909 anschloss, trug den Titel *Nyugat* („Westen“). Die Mitarbeiter waren grösstenteils Dichter, die in Paris gelebt hatten oder doch wenigstens die grossen Völker des Westens zum Vorbild nahmen und von unserer künstlerischen und gesellschaftlichen Rückständigkeit Antrieb empfingen. In dem nach dem Ausgleich vom Jahre 1867 in aller Eile wieder aufgerichteten Königreich Habsburg — dessen Intelligenz sich nicht aus dem zur Opposition gezwungenen Ungarn, sondern aus Assimilierten und dem Judentum der Städte zusammensetzte — sank die lebendige Dichtung der Zeit *Petőfis* zu trockenem Akademismus herab, und trat der internationalen Ware gegenüber in den Hintergrund. Die Mitarbeiter des *Nyugat* wandten sich nun den reineren Quellen der zeitlosen Kultur und brennenden Zeitfragen zu: *Dante* oder *Jaurès* — beide fanden unter ihnen Anhänger. Den grössten unter ihnen bedeutete die Zeitschrift nur eine Anregung; sie konnten in dieser ihre Erlebnisse und den mit ihrem Leben verflochtenen Teil der ungarischen Welt in kühner und gebildeter Form darlegen. Die Bewahrung, die Erschiessung des vernachlässigten Ungarn, des verschütteten osteuropäischen Charakters aber setzte sich von der ganzen Generation nur Sigmund Móricz zum Ziel.

Sein Schicksal und seine Veranlagung schienen ihn in gleicher Weise für diese eine Aufgabe bestimmt zu haben. Er wurde am oberen Lauf der Theiss in einer rein ungarischen Landschaft geboren. Unter seinen Ahnen finden sich Bauern, Priester und Herren. Obwohl er als Mann in Budapest lebte, blieb seine seelische Heimat dennoch Debrecen, das „kalvinische Rom“, wo er das Kolleg besucht hatte und in seiner ungarischen Wesenart gefestigt wurde. Zum Schriftsteller reifte er verhältnismässig spät heran. Er war bereits dreissig Jahre alt, als

seine erste Erzählung erschien, und mit 63 Jahren war er stolz darauf, dass er ebensoviel Werke hinter sich hatte, wie Jahre. Er schuf eine Art dichterischer Erdkunde, indem er das Reich seiner Erlebnisse und Entdeckungsreisen bearbeitete: nach seiner engeren Heimat die grossen Bauernstädte des Tieflandes und Budapest, nach dem armen Volk und der Dorfintelligenz die Herren der Kleinstädte, den Proleten und Beamten der Hauptstadt, nach der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit die klassische ungarische Gesellschaft Siebenbürgens im 17. Jahrhundert und kurz vor seinem Tode, in einem Betyarenroman, die zeitlose Welt der osteuropäischen Leibeigenschaft. Ich kenne keinen zweiten Schriftsteller, der in seinen Werken eine solche Mannigfaltigkeit von Menschen gestaltet hätte. Selbst ein Ungar, der seine Heimat aufs gründlichste kennt, könnte schwerlich entscheiden, welches das umfassendere Ungarn sei, das selbstentdeckte, oder das andere, das er aus den Werken von Sigmund Móricz kennt.

Neben seiner Beobachtungsgabe besass Móricz das Gedächtnis eines richtigen Novellisten. In unserer philosophisch durchdrungenen Zeit scheint es fast als Wunder, dass im Gehirn eines Menschen die ganze Aussenwelt in der Form von Novellen erschien. Ich hatte Gelegenheit, mit ihm über unsere Zeitgenossen, die grossen Gestalten der ungarischen Geschichte, über sein eigenes Familienleben, über ihn selbst zu sprechen: für ihn wurden alle und alles zu Gestalten einer Novelle. Tausende von menschlichen Gestalten bewahrte er im Album seines Gedächtnisses, da er in jeder Stadt, die er besuchte, sofort zehn-zwanzig Modelle fand. Das Dienstmädchen, das ihm im Hause seines Freundes die Tür öffnete, wurde zu einem Novellenkeim, der später weiter reifte. Ob es wohl je einen Menschen gab, der so viele menschliche Gestalten in sich trug? Was er in seinen Romanen wiedergab, ist nur ein Bruchteil dessen, was er mit sich nehmen musste. Wollte er jemanden festhalten, so erzählte er einen gemeinsamen Ausflug zum Garda-See; er schrieb eine Theaterkritik, indem er genau seine Empfindungen und Erlebnisse im Zuschauerraum schilderte. Solchem seelischen Reichtum bot sich nur der Roman als Ausdrucksform dar, und er trachtete in diesen möglichst viel wahres und gestaltetes Leben widerspiegeln zu lassen. Dieser Roman enthält nichts von einem Essay, und psychologische Überlegungen fehlen vollends, dafür aber ist in ihm das innerste Wesen der Menschen lebenswahr und glaubwürdig geschildert. Der Strudel ergreift eine Menge von Menschen und rüttelt sie durcheinander — dies ist der Aufbau eines echten Romans von Móricz.

Seine Gestalten sind nicht nur Silhouetten, sondern wahre Menschen aus Fleisch und Blut. Eine noch grössere Schwerkraft, als die auf uns Menschen wirkende, scheint seine Helden vor der Vernichtung zu bewahren. Sein strenger Blick mag den in der Kultur des Westens erzogenen Leser vielleicht befremden. Doch ist dies keineswegs die Strenge eines *Flaubert* etwa, die nur einer übergrossen Empfindlichkeit zum Harnisch dienen soll. Sigmund Móricz lag die Roheit, der unbedingte Wirklichkeitssinn des Barbaren im Blute. Er selbst war bemüht dies zu verheimlichen, wie er ja im Leben, im Gespräch mit anderen stets spielerisch zu verschweigen suchte, was er über uns und unser Verhalten dachte. Dafür aber gebrauchte er den ausserordentlichen Scharfblick in den Romanen, und liess hier den gewonnenen Eindrücken freien Lauf. Seltsamerweise aber ist seine Welt dennoch nicht so düster, wie die der absichtlich asketischen Schriftsteller. Die furchtbare Wahrheit umspielt bei ihm Glanz, Wärme, Heiterkeit. Hier spricht kein Naturalist, sondern die Natur selbst, die sich von den Schablonen der Vernunft nicht beeinflussen lässt. Die Natur der Vernunft und die der Welt stimmen eben nicht überein; dies weiss heute die Physik bereits am besten. Sigmund Móricz vermied die oberflächliche, oft falsche Verstandesmässigkeit. Daher ist bei ihm jede Gestalt, jeder Satz Ausdruck seines glänzenden Wirklichkeitssinnes.

In Osteuropa muss jeder Schriftsteller zugleich Prophet sein; dies empfand auch Sigmund Móricz. Das Elend des ungarischen Volkes hatte auch sein Kindesalter nicht verschont, und er hielt es seit frühester Jugend für seine Pflicht, für sein Volk zu kämpfen. Er beteiligte sich auch an politischen und literarischen Bewegungen, um das Land etwas aufzurütteln, und in den letzten Jahren seines Lebens opferte er ausser Arbeit und Mühe auch beträchtliche Summen zur Unterhaltung einer kleinen Zeitschrift. Er litt unsäglich unter der Qual seines Volkes. Doch hielt ihn seine Begabung so fest, dass er das Reich, dessen König er war, nur für Augenblicke verlassen konnte. Die Kontemplation und Agitation empfand er selbst als Abenteuer, und solange er sich mit diesen beschäftigte, fühlte er sich wie ein Hochstapler. Sobald sich die Möglichkeit dazu bot, verschwand er wieder beruhigt im Hintergrund; dies war seine Gesellschaftskritik, seine Philosophie, seine Lehre.

In unserer Jugend grollten wir selbst ein wenig darüber, dass dieser grosse Erzähler bei seiner Darstellungskraft kein „Denker“ war, dass er zu seiner Bildhauerwut keinen Sinn für Metaphysik besass. Vergleicht man ihn nun in der Tat mit den grossen Osteuropäern *Tolstoi*, *Dostojewskij* oder mit seinem ungarischen Zeitgenossen *And-*

reas *Ady*, so fällt vor allem auf, dass es bei ihm keine Religion, kein Evangelium, keinen Kampf ums Seelenheil gibt. Diese Begriffe mied er nicht etwa aus Glaubenslosigkeit, sie waren ihm eben nur fremd. Kennzeichnend ist für ihn, dass er, als der Tod ihm bereits in den Knochen sass und er vielleicht schon Grauen vor dem Jenseits empfand, die Spiritisten aufsuchte, worüber er in seinem letzten grossen, unvollendeten Artikel berichtete. Er tat dies nicht etwa, um ihnen Glauben zu schenken, sondern um sich auf seine eigene, gewissenhafte Weise von dem Selbstbetrug der Spiritisten zu überzeugen. Ob sein fehlender Sinn für Metaphysik tatsächlich einen Mangel bedeutet, kann bestritten werden. Wer sich in die Werke von Sigmund Móricz vertieft, gewinnt jedenfalls nicht den Eindruck einer seelenlosen Welt, aus der die Götter vertrieben wurden, sondern empfindet eher den Glanz der den Religionen vorangegangenen Mythologie. Es ist, als wäre das Leben seine eigene Mythologie.

Der Beobachter Osteuropas mag darüber nachdenken, wie sich seine Gestalt zu den anderen osteuropäischen Gestalten, den Metaphysikern verhält. Ich glaube ähnlich, wie die Mythologie zu den Religionen. Sie ist das tiefer Wurzelnde, das Vollkommenere, das Heidnischere. Fand das Feuer des europäischen Geistes seine Nahrung stets in den unverbrauchten Seelen seiner Völker, so ist Sigmund Móricz eine frohe Botschaft für das Ungartum und eine grosse Verheissung seines Volkes an die Welt.



Sigmund Mőricz

Photo Escher

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

MOZART

(Zur G-Moll-Symphonie)

PAUL GULYÁS

I.

Von einem Königskind ich singe,
Das hier erfror im Erdenland.
Vom Fürsten meine Märe klinge,
Der starb verlassen und verkannt!
Der alle Sterne hat beschattet,
In einer Kalkgrub ward bestattet,
Dort liegt er auch in unsrer Zeit,
Betreut, bewacht von Einsamkeit.

Doch nein! Sein fünfzehn Freunde harrten,
Fünfzehn sein Arm in Lieb umwand,
Die fünfzehn Bettler ihn bestarrten
Und reichten ihm die Knochenhand.
Fünfzehn Gespenster zum Erbarmen,
Lahm, blind und taub und nackt wie Aas!
So warf das Los ins Grab den Armen,
Der heilig Erz war, heilig Glas!

Zerbrochen ward sein Leib zur Stunde,
Verschlungen hat ihn schnell der Schlund.
Das Dunkel strömt aus seinem Munde,
Er flötet tief im Erdengrund.
Des ewgen Lichtes Frieden schwebe
Ob seinem morschenden Gebein!
Die Auferstehung um ihn webe
Des Sternenruhmes Glorienschein!

II.

Fest muss hier alles Posten fassen,
Die Töne sich verteilen lassen.
Der Meister dirigiert die Menge,
Er treibt mit seiner Hand die Klänge.
So tief verbeugen sich die Geigen,
Wie Weiden sich auf Flüsse neigen.
Fern weint der Klarinette Klang,
„Zurück ins Leben!“ — weint sie bang.

Von ferne her die Töne wallen,
Vom tauben Duster bebt der Saal,
Den kleinen Prinzen lockt mit Schallen
Die Nacht. Sie ruft ihn tausendmal.
Die Geige kennt nicht Grenzen, Zonen,
Dies ist kein Horn, kein Flötenklang.
Tief in der Erde muss er wohnen,
Fleht sich zurück ins Leben bang.

Natur, man warf dir um den Wagen,
Den reichen, deiner Blumenwelt!
Als Fackeln loh die Bäume ragen,
Zur Erd die Sonne stürzend fällt.
Doch der sie würdig könnt' beweinen,
Der weilt im grossen Wagen lang!
Natur, dein Herr ruht unter Steinen,
Fleht sich zurück ins Leben bang.

III.

Lasst uns schlingen im Kreise den fröhlichen Reigen! Jetzt schwingt
[sich vom Himmel

Wolfgang Amadeus Mozart, der göttliche Sprössling der Töne
Naht auf dem Wolkendelphin, hat den Regenbogen der Tränen im Auge.
Reiche und reizende Triller ihn bringen und Hoffnungen, Lieben.
Sinnenberaubt seine Mutter, die stille, nicht ahnt, was geschehen.
Als ob es wäre ein Schwert, handhabt wohl der Vater den Taktstock.
Ganze Armeen zerhaut dieses Schwert und verkehrt die Gesetze,
Schafft eine Königskron', dass sein Sohn sei König des Lebens.

Maria Theresias Soldaten bewachen als Hüter die Grenzen,
Faustens Schattengestalt späht aus Gewölke herunter.
Über dem Säuglinge bläst die Zauberflöte der Traumgott.
Hoch auf dem Gipfel der Alpen, da blendet der Schnee mit Geglitzer.

Als wie beschneite Soldaten bewachen die Alpen die Grenze.
Aber jenseits der Alpen und jenseits der Theiss und der Donau
In der traurigen Tiefe der Alfölder Öde sich neigend
Trillert zaghaft ein haubiges Lerchlein sich zwitschernde Lieder:
Sarah Diószegi* trippelt auf Debrezens kotigem Holzsteig.

IV.

Er war ein Knirps, kaum konnt er gehen,
Bestaunt doch schon den Himmelslauf.
Er war ein Vöglein, kaum zu sehen,
Und schwebte zu den Sternen auf.

* Die Mutter des ungarischen Lyrikers Michael Csokonai Vitéz.

Mit andren Vögeln allerwegen
Übt er als Flatterer sich im Flug,
Und fiedelnd kam ihm einst entgegen
Ein Lindenast, der Blüten trug.

Mit andren Kindern, ohne Ende
Lacht er auf Erdens Staubrevier.
Auf einmal bebten seine Hände
Und liefen über das Klavier.

Klavier war ihm der Berge Kette,
Die hohe, und die grüne Flur,
Die Hände flogen um die Wette
Über der Blumen Tastatur.

Der Tag verblaute und vergraute,
Und Duster bald auf Erden thront.
Doch staunend er durch Wolken schaute,
Schön blies die Oboe der Mond.

Die Nacht ihr Weh klagt flötentönig,
Die Hoffnung, die das Grab geraubt.
— Er war des Lebens grosser König —
Die Krone schmückte ihm das Haupt.

V.

Nach Europa gehts nun, und schon schmettert das Posthorn zum Abschied,
München—Augsburg—Ludwigsburg—Heidelberg—Mainz—Frankfurt—Bonn
—Köln—Aachen... Wunder und Träume!

Hinter Salzburgs Gebirg, da wechselt den Vorspann die Sonne des Juni,
Als der November erscheint, erflimmern von Gloire schon die Bäume,
Säuselnd sinken die Blätter herab. — Madame Pompadours Toilette
Klingelt vom Golde nur so, von Demanten in silberner Glätte.
Einzug hält der König der Töne, der junge. — Paris, dein Pflaster erdröhnt
vom Rossegetrabe.

Jean Jacques Rousseau schon zieht nach Ermenonville zu ruhen im Grabe.
Marienfäden mit Glänzen von Osten nach Westen die Lüfte durchgleiten
Und von Norden nach Süden, um neuere Städte und neuere Sonnen zu
schauen.

Er doch bestaunt nur die fliegenden Fäden, die Strassen, die breiten und
weiten,

Als ob er Noten nur schaute im Steigen und Fallen, — als Noten erscheinen
ihm auch die Lüfte, die blauen.

Ein Musikstück ist ihm Paris und neuere Liederkristalle schlagen sich nieder

Auf die Spiegel der Tuilleries. In Versailles, da empfängt der Klänge
Rhapsode

Mit der Königsfamilie die Wünsche zum Wechsel des Jahres als Huldigungs-
steuer.

Seinen so weissen und niedlichen Fingern entfunkeln Sonaten. Aber sein
schwarzes Gewand schon ringt mit dem Tode.

Denn auf den Lüstern Versailles's, da läutet der Tod, und geschminkt ist
hier alles:

Schminke der Himmel und Schminke die Liebe, es ziehen da Blinde und
Bettler und Taube und Lahme zu schminkigem Mahle,
Von Dantons und Robespierres nahender Wut erdröhen die Nächte schon
klirrenden Schalles.

Schon erblitzt auch die Guillotine, es rauscht schon das Blut! Weg, eilends
nach London im brausenden Ärmelkanale!

Über London, da thronen die Nebel, doch Welschlands reiche Musik voll
süßem Geflüster

Fließt aus des Towers Bastei. Auf den Docks die Orangen erblühen.

In der gigantischen Mündung der Themse, da ankert das südliche Feuer,
das nordische Duster.

Allhier laufen zusammen die Strassen der Welt, und ihnen die Blüten der
neuesten Harfen entsprühen.

Noch gewahrt er im Park von Saint James den jungen Beherrscher der
Britten. Aus der Kutsche sich beugt und winkt ihm lächelnd der Hehre.

Doch wie Noten verflattern die Jahre hienieden.

1770 in Rom. Ins Ohr ihm murmelt der Psalm Miserere.

Clemens XIV. besprengt ihm sein Haupt mit des Heilands heiligem Frieden.
Nur vierzehn Jahre erst zählt er, doch Jahrhunderte drücken wie Türme
von Knochen

Lasten auf seinem Körper, dem schwachen. Venedig, Neapel und Mailand,
Glanzstätten voll Pracht und Gefunkel.

Doch auf dem Dache der sixtinischen Kapelle hört er den Taktstock des
Schicksals schon pochen.

Er erbebt und ihn schaudert; sein Blauaug', das müde, schon senkt in den
Schlummer des ewigen Kontrapunkts Dunkel.

Nur vierzehn Jahr ist er alt, doch über ihn schwimmt hin schon das Leben.
Wie ein silbernes Glöckchen so schwebt noch sein Lachen, doch fühlt er
von fern ein gewitterhaft Rasen,

Dass im Sturm der Musik die Hoffnungen alle zu Asche zerschweben.

Auf die Töne des Hornes erhebt sich der Mond, und die Flöten die Sonne
zerblasen.

VI.

Fest muss hier alles Posten fassen,
Die Töne sich verteilen lassen.
Der Meister dirigiert die Menge,

*Er treibt mit seiner Hand die Klänge.
So tief verbeugen sich die Geigen,
Wie Weiden sich auf Flüsse neigen.
Fern weint der Klarinette Klang.
„Zurück ins Leben!“ — weint sie bang.*

*Zerbrochen ward sein Leib zur Stunde,
Verschlungen hat ihn schnell der Schlund.
Das Dunkel strömt aus seinem Munde,
Er flötet tief im Erdengrund.
Des ewgen Lichtes Frieden schwebe
Ob seinem morschenden Gebein!
Die Auferstehung um ihn webe
Des Sternenruhmes Glorienschein!*

Übersetzt von Friedrich Lám

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

EINSAMES VOLK IN EUROPA

VON ANDREAS MORAVEK

Versuchen wir die Frage zu beantworten, was das ungarische Volk Europa gegeben, womit es zur Bereicherung und Entwicklung der europäischen Kultur beigetragen hat, so müssen wir von einigen allgemeinen, für alle Völker gültigen Tatsachen ausgehen. Es wird heute bereits allgemein anerkannt, dass jedes Volk durch sein blosses Dasein ein Kulturgut bildet, da es durch seine Eigenart die farbenvolle Mannigfaltigkeit der Menschheit bereichert, und seine Vernichtung dieser in jeder Hinsicht einen Verlust bedeuten würde. Alle Völker sind verschieden, es ist daher unangebracht, sie nach ihrem Werte zu vergleichen. Dagegen kann man fragen, welche die wichtigsten Kulturgüter eines gewissen Volkes sind, worin sich die Kraft seines Volksgeistes besonders kundgibt, auf welchen Gebieten es Bleibendes geschaffen, wie es die Entwicklung der europäischen Kultur gefördert, kurz, was es zur europäischen Kultur beigetragen hat.

Die kulturelle Bedeutung eines Volkes wird unserer Ansicht nach durch folgende Kräfte bestimmt: 1. Gegebenheiten der Rasse, 2. geopolitische Lage, 3. Eigenstaatlichkeit, 4. Verbreitungsmöglichkeit der Sprache. Wir wollen diese Kräfte nun einzeln betrachten.

Die Bedeutung der kennzeichnenden Züge der Rasse muss nicht weiter betont werden, da es heute bereits als allgemein anerkannte Wahrheit gilt, dass das Volkstum selbst lediglich die Summe gewisser, für alle Vertreter des Volkes mehr oder weniger kennzeichnender geistiger Eigenschaften ist.¹ Die erste Kraft, die die kulturbildenden Möglichkeiten eines Volkes, ihre Richtung und Grenzen bestimmt, ist somit der Geist, die seelische Veranlagung des betreffenden Volkes, der betreffenden Rasse selbst. Der romanische Geist unterscheidet sich vom ger-

¹ Zur Erläuterung: Jedes Volk besteht aus mehreren Rassen (race), kein Volk kann einer einzigen Rasse gleichgesetzt werden, kein Volk ist daher durch die geistigen Eigenschaften einer einzigen Rasse gekennzeichnet. Jedes Volk erlangt jedoch — wenn dieses auch in weiten Abständen gewissen Veränderungen unterliegt — ein gewisses einheitliches, seelisches Verhalten, eine gewisse Ähnlichkeit des Charakters, der geistigen und seelischen Grundzüge, der Denkart, der Auffassung und der Handlungen, jenes schwer Fassbare was man Volkstum zu nennen pflegt.

manischen. Man kann und muss jedoch weiter gehen, zu den Sonderzügen der einzelnen Völker: der italienische Geist unterscheidet sich vom spanischen, der englische vom irischen und schon dadurch bereicherten sie die europäische Kultur auf verschiedene Art und Weise.

Die zweite bedeutsame und bestimmende Kraft der kulturellen Entwicklung eines Volkes ist seine geopolitische Lage; diese bestimmt die Voraussetzungen, unter denen es seine *in nuce* vorhandenen kulturellen Fähigkeiten zu entfalten und zu entwickeln vermag. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es von wesentlicher Bedeutung, ob das betreffende Volk auf einem geschützten oder bedrohten Gebiet lebt, ob es im Laufe seiner Geschichte oft um sein blosses Dasein kämpfen musste, ob es sich bald zu einer Einheit zusammenschloss, ob es von friedlichen oder von feindlichen Nachbarn umgeben ist und welches Kräfteverhältnis zwischen ihm und seinen feindlichen Nachbarn besteht. (Es muss betont werden, dass der Bevölkerungszahl an sich keine entscheidende Bedeutung zukommt; auch ein kleines Volk kann als Kulturvolk gross sein, was das Beispiel der Dänen, Finnen usw. hinreichend bezeugt.)

In engem Zusammenhang mit der geopolitischen Lage steht die dritte wichtige Kraft, die Frage nämlich, ob ein Volk im eigenen Staate lebt oder nicht. Gewiss kann ein Volk, auch ohne im eigenen Staate zu leben, eine Kultur schaffen und pflegen, doch ebenso zweifellos ist, dass die zahllosen organisatorischen Möglichkeiten, mit denen der Staat zur Förderung dieser kulturellen Entwicklung beizutragen vermag, in mancher Hinsicht unersetzlich sind. Benützt nun ein Staat, in dem auch ein anderes Volk lebt, die ihm zur Verfügung stehenden Machtmittel zur Unterdrückung der Kultur dieses Volkes (man denke an das russisch-ukrainische Verhältnis im zaristischen Russland), so kann die Bedeutung der Eigenstaatlichkeit kaum bezweifelt werden.

Die vierte bedeutsame Kraft ist die Verbreitungsmöglichkeit der Sprache des betreffenden Volkes, worunter wir die kulturausstrahlenden und verbreitenden Wirkungsmöglichkeiten der Sprache verstehen. Ob die Kultur eines Volkes der Kritik von zwei Millionen oder der von 200 Millionen Menschen zugänglich ist, hat für seine geistige Kraft keine wesentliche Bedeutung. Auch die Kultur eines kleinen, sprachlich abgesonderten Volkes kann daher grundsätzlich ganz hochwertig sein; was jedoch die kulturelle Wirkung und Verbreitungsmöglichkeit — und darum handelt es sich nun eigentlich — betrifft, so ist ein Volk, das seine Kultur in einer sog. Weltsprache oder wenigstens in einer Sprache festhalten und verbreiten kann, die den bedeutenderen Weltsprachen verwandt und dadurch vielen Millionen von Europäern unmittelbar, ohne Übersetzung, zugänglich ist, in einer viel vorteilhafteren Lage.

(Die Übertragung ist eine Notlösung und kann unserer Überzeugung nach nur Fachliteratur restlos wiedergeben. Die Übertragung von Dichtungen dagegen ist stets unvollkommen und lässt das Wesen des Werkes bestenfalls annähernd ahnen. Durch eine Übersetzung dieser Art Massenwirkungen zu erzielen und das Wesen des Originals in seiner vollen Wirkung wiederzugeben, scheint dem Verfasser dieser Zeilen unmöglich. Jedes Wort eines Originals hat seine eigene gefühlsbetonte Bedeutung, spiegelt eine besondere Stimmung wider und kann nur schwer übersetzt werden. Gewiss kann die Übersetzung eines Meisterwerkes selbst ein Meisterwerk werden, aber ein neues, mit dem Original nicht identisches, ihm nur ähnliches Werk.) Ist daher die Kultur eines sprachlich abgesonderten kleinen Volkes auch noch so hochentwickelt und vollkommen, so wird dieses Volk in seiner Wirkung auf die europäische Geistigkeit, in seiner Bedeutung für die europäische Gesamtkultur den sprachlich glücklicheren Völkern gegenüber stets in einer ungünstigen Lage bleiben.

Wir wollen nun diese Grundsätze bei der Behandlung des ungarischen Volkstums anwenden, um dessen kulturschaffende Fähigkeiten und Möglichkeiten richtig zu beurteilen. Untersuchen wir vor allem jene Sonderzüge der Rasse und des Volkes, die von unserem Gesichtspunkt aus in positivem oder negativem Sinne bedeutsam sind.

Der Ungar ist verständig, klug, besitzt ein empfindliches Gemüt und künstlerische Veranlagung, ist daher seiner Natur nach befähigt, eine reiche Volkskultur und auch eine wertvolle höhere Kultur zu schaffen. Im besonderen kennzeichnet den Ungarn ein starker Wirklichkeitssinn und eine, wohl nicht eben Fremdheit, doch immerhin Gleichgültigkeit, Unempfänglichkeit der Metaphysik, der zu weitgehenden Theorie gegenüber. Aus diesem Grunde hat das Ungartum auch keinen einzigen wirklich grossen Philosophen oder Pädagogen hervorgebracht; gab es unter den Ungarn dennoch solche, so waren es Angeglichene, die diese Begabung noch als Erbe ihres eigenen Volkstums mit sich brachten. Sinn und Vorliebe für Beobachtungen und für die nüchterne Wirklichkeit kennzeichnen den Ungarn und diese Veranlagung brachte grosse Naturforscher — Baron Roland *Eötvös*, *Ányos Jedlik*, Theodor *Puskás* — und Mathematiker — die beiden *Bolyai* — hervor. Zur völligen Entfaltung einer höheren Kultur fehlte es jedoch dem Ungartum im Laufe seiner Geschichte an einem höheren Organisationstalent, was auch dazu beitrug, dass die wissenschaftlichen, literarischen Gesellschaften, Institutionen, die Linie des gesamten wissenschaftlichen Lebens also, stets Brüche aufweisen, dass nach Zeiten höchsten Aufschwungs lange Jahre des geistigen Stillstandes folgen; ziel-

bewusster Zusammenschluss, ausdauernde, ununterbrochene Arbeit liegen dem Ungartum nicht besonders. Daher kommt es auch, dass wir zu gewissen Zeiten, auf gewissen Gebieten — ganz Europa voran — als Bahnbrecher auftreten, — die Renaissancebibliothek, der Gelehrtenkreis des *Matthias Corvinus*, die Gründung des Ungarischen Nationalmuseums, die erste Untergrundbahn u. a. m. — dass aber die Ausführung der begonnenen Pläne mit dem Tode ihrer Urheber aufgeschoben oder nur langsam vollendet wird. Das Ungartum ist nicht ein Volk der gleichmässigen, schrittweise vorwärtsgelenden Arbeit und auch nicht besonders kollektiv veranlagt; individuelle Leistungen sind für uns kennzeichnend und meist bringen wir einmalige, mit einem Anlauf die Fähigkeiten eines Einzelnen fast übertreffende, hervorragende Leistungen hervor. Nicht selten begegnen wir im geistigen Leben Ungarns Dichtern, die ein einziges grosses Werk schufen, wie *Madách*, der Dichter der „Tragödie des Menschen“, *Katona*, der Verfasser des nationalen Dramas „*Bánk bán*“. Ebenso verdankt unser Volk seine in letzter Zeit etwa auf dem Gebiete des Sportes erreichten, zahlreichen Erfolge (Olympische Spiele in Berlin) nicht einer wohlorganisierten Massarbeit, sondern den dem ungarischen sog. „virtus“, dem „Nur-Zum-Trotz“ entspringenden, mit einmaligem, fast übermenschlichem Anlauf und Zusammenraffen des Willens hervorgebrachten Leistungen. Dieser Hang des Ungartums zum Individuellen zeigt sich auch in der Volkskunst; es gibt kaum ein Volk, wo es unter den einfachen Leuten so viel bastelnde Tausendkünstler gäbe, die durch ihre eigene künstlerische Persönlichkeit das Volkserbe zu individuellen Schöpfungen gestalten, wie bei dem Ungartum.

Was nun die Gefühlswelt, die künstlerische Begabung des ungarischen Volkes betrifft, so findet Volkskultur und höhere Kultur auch in dieser Hinsicht fruchtbaren Boden. Ohne rührselig zu sein, hat der Ungar eine empfindliche Seele und trotz seiner männlichen Zurückhaltung läuft ihm das Herz manchmal über, besonders wenn er sich unterhält („*mulatni*“ ist der ungarische Ausdruck dafür, übrigens ein unübersetzbares ungarisches Wort, das eine Stimmung, eine seelische Verfassung widerspiegelt). Dies erklärt auch die ungarische Redensart, dass der Ungar „sich mit Tränen in den Augen unterhält“. Wir haben eine lyrische Natur, was auch daraus hervorgeht, dass die einigen hundert Lieder, die den Volksliederschatz des Ungartums bilden, in dem Masse zum Gemeingut geworden sind, wie dies bei keinem anderen Volke der Fall ist. Es versteht sich daraus leicht, dass die Lyrik auch in der ungarischen Kunstdichtung überwiegt; obwohl unter den Lyrikern wegen der sprachlichen Abgesondertheit in der Weltliteratur nur *Petőfi* einen

würdigen Platz einnimmt, besitzt die ungarische Lyrik von *Bálint Balassa*, über *Csokonai*, *Berzsenyi*, *Vörösmarty*, *Arany* und *Ady* eine Reihe von Vertretern, die es mit den Lyrikern eines jeden Volkes aufnehmen.

Der lyrische Zug des Ungartums zeigt sich auch in der beispiellos reichen Volksdichtung, die zugleich die musikalische Begabung des Volkes und die Richtung dieser bezeugt. In der Bearbeitung von *Béla Bartók* und *Zoltán Kodály* sind die Volkslieder als ungarische Kunstmusik bereits anerkannte und bedeutsame Bestände der europäischen Kultur geworden. (Kennzeichnend für das Musikalische im Ungartum ist, dass die eigenartige Kunstgattung der Volksballaden ausschliesslich von den Szeklern gesungen wird.) Weniger günstig steht es um die Instrumentalmusik in Ungarn, obwohl das Ungartum manche Musikinstrumente (Violine, Klarinette, Zimbal) besonders bevorzugt und auch dem Tanz gerne huldigt, der ohne Begleitmusik eben nicht denkbar ist. Den Rhythmus des Tanzes hat der Ungar im Blute und er besitzt zahllose Volkstänze. Die schönsten von diesen — die jedoch nicht immer die originellsten sind — beginnen jetzt durch die sog. Perlensträusse in Europa bekannt zu werden und auch das hochentwickelte ungarische Ballett ist vor dem Ausland ein Zeugnis der Begabung des Ungartums für den Tanz. Am schönsten entfaltet sich indessen diese grosse künstlerische Begabung wohl in der hochentwickelten, reichen Volkskunst. Vor allem auf dem Gebiete der Weberei, Spinnerei und Stickerei (Volksstickerei von *Kalotaszeg*, *Matyó-Handarbeiten*, *Spitzen von Halas*) nimmt es das Ungartum mit allen anderen Völkern auf, muss sich aber auch in den übrigen Zweigen der Volkskunst keineswegs schämen (Szekler Holzschnitzerei, Töpferei). Dementsprechend haben auch die bildenden Künste würdige ungarische Vertreter, um in der Malerei nur die Namen *Ladislau Paál*, *Michael Munkácsy*, *Paul Szinyei Merse* zu erwähnen und auf die Malergeneration von heute hinzuweisen. Es ist gewiss kein Zufall und scheint gleichfalls der Ausdruck der besonderen ungarischen Art zu sein, dass die in der Volkskunst so kennzeichnende Vorliebe für das Bunte auch hier überwiegt und dass die Malerei — wenigstens bis zur neuesten Zeit — stärker hervortrat und grössere Künstler, bedeutendere Werke hervorbrachte, als die gefühlsmässig weniger betonte Bildhauerei. Auch in der bunten, spielerischen Keramik leistet die junge ungarische Generation Hervorragendes.

Das den Ungarn kennzeichnende tiefe Empfinden, seine seelische Empfänglichkeit, sein mit Disziplin gepaartes Temperament sind Eigenschaften, die vorzügliche Schauspieler hervorbringen; die ungarische Schauspielkunst besitzt eine Reihe ausserordentlich begabter Vertreter

und es ist wieder die Folge der sprachlichen Abgesondertheit, dass diese in Europa kaum bekannt sind. In letzter Zeit wurde die Lage etwas besser, seitdem die jüngste Kunst, der Film, Gelegenheit bietet, die ungarischen Talente im Ausland bekanntzumachen. Die bedeutende Ausfuhr ungarischer Filme, mit der unsere Filmproduktion an einer der ersten Stellen Europas steht und die Tatsache, dass nach manchem ethnographischen Kitsch auch ernste und wertvolle, den echten ungarischen Volksgeist widerspiegelnde Filme gedreht werden, beweisen, dass auch auf diesem Gebiet Beachtenswertes geleistet wird. Einer weiteren raschen Entwicklung des Films wird wieder der Umstand im Wege stehen, dass das Ungartum ein kleines Volk ist, und es daher neben den bei den Bühnen beschäftigten keine Schauspieler gibt, die sich nur dem Filme widmen könnten. Dies wird nicht nur für die Entwicklung des ungarischen Filmes, sondern auch für die Theaterkultur von grossem Nachteil sein.

Der Schauspielkunst in gewissem Sinne verwandt ist die Kunst des Vortrags, genauer gesagt die Rednerkunst. Es ist allgemein bekannt, dass der Ungar rhetorisch sehr begabt und fast jeder Ungar ein geborener Redner ist. Der den Durchschnittsmenschen kennzeichnende Hang zum Politisieren, das Jahrhunderte alte Erbe der staatlichen Einrichtung, die stets bedeutende Rolle der autonomen Körperschaften haben die angeborene rednerische Begabung des Ungarn in hohem Masse ausgebildet. So finden wir in der ungarischen Kulturgeschichte oft auch mit europäischem Mass gemessen hervorragende Talente sowohl auf dem Gebiete der geistlichen (*Peter Pázmány*, *Ottokár Prohászka*), als auch besonders auf dem der politischen Rednerkunst. Das tragische Schicksal Ungarns brachte es mit sich, dass unter den letzteren viele gezwungen waren, die sprachliche Abgesondertheit durchzubrechen und sich und ihrer rednerischen Begabung eine fremdsprachige Öffentlichkeit, der Sache des Ungartums wertvolle ausländische Freunde zu werben. So zog *Ludwig Kossuth* nach dem Freiheitskampf im Jahre 1849 im Triumph durch die angelsächsischen Länder, und hielt dort in der Landessprache so erfolgreiche Reden, dass einige von diesen bis zur jüngsten Zeit als Vorbilder englischer Ansprachen in den Schulbüchern veröffentlicht wurden. Auch *Graf Albert Apponyi* kämpfte vor dem Völkerbund in Genf in zahlreichen Ansprachen gegen das Gewaltdiktat von Trianon, und erwarb dem Ungartum als Redner und Mensch allgemeine Anerkennung.

Zur Befruchtung und Bereicherung der Kultur trug eine weitere Gabe des Ungartums, seine Aufnahmefähigkeit, in bedeutendem Masse bei. Die Ungarn sind ein lernbegieriges Volk; stets reisten sie gerne

durch die Welt und brachten nicht nur grosse Entdeckungsreisende (Alexander Kőrösi Csoma) hervor, sondern schickten auch viele Studierende in das nähere Ausland, vor allem auf deutsche, italienische, holländische und polnische Universitäten. (Mit dem eifrigen Ausbau der ungarischen Kollegien im Ausland sowie der Stipendien führt unsere neueste Kulturpolitik alte ungarische Überlieferungen fort und passt diese den heutigen Verhältnissen an.) Durch die im Ausland reisenden Ungarn und durch die Tatsache, dass der Ungar von durchschnittlicher Bildung gerade wegen unserer sprachlichen Abgesondertheit seit jeher mehrere Sprachen beherrschte (neben dem Ungarischen zuerst die lateinische, später die deutsche, französische, englische, italienische Sprache), stand unser Land den geistigen Strömungen des Abendlandes stets offen und war auch immer gerne bereit, diese aufzunehmen, um die nationale Kultur zu bereichern. Nach Süden und Südosten war Ungarn stets das äusserste Aufnahmegebiet und die Schutzbastei der abendländischen Kultur. (Jenseits der Grenzen Ungarns, wo der so ganz anders geartete östliche Kulturkreis beginnt, konnte diese keinen Einfluss mehr ausüben.) Bei der Untersuchung der Kultur Ungarns muss jedoch betont werden, dass unsere Aufnahmefähigkeit niemals zu einer sklavischen Nachahmung führte und daher die Unabhängigkeit, die kennzeichnende Eigenart ungarischer Geistigkeit niemals ernstlich bedrohte. Der blühende Baum der ungarischen Kultur wurde wohl durch fremde Reise veredelt, die seine ursprünglichen Früchte verfeinerten, bis zu einem gewissen Grade auch veränderten, doch trug der Apfelbaum niemals Birnen oder Aprikosen. Verschiedenste Einflüsse verwandelten und bereicherten die ungarische Kultur, doch gab sie ihr ursprüngliches Wesen niemals auf. Stets trug jede bedeutendere Schöpfung der ungarischen Dichtung ein besonderes, ungarisches Gepräge, das sie von ähnlichen europäischen Schöpfungen auf den ersten Blick unterschied.

Von den in der Einleitung erwähnten, die Kultur eines Volkes beeinflussenden Kräften behandelten wir bisher jene durch Rasse und Volkstum bedingten Charakterzüge, die die Grundlage unserer Kultur bilden und die Richtung ihrer Entwicklung bestimmen. Ein anderer, von diesem Gesichtspunkt aus wichtiger Faktor ist, wie erwähnt, die geopolitische Lage; in dieser Hinsicht lebte das Ungartum seit seinem nationalen Bestehen unter äusserst ungünstigen Verhältnissen. Seit der Einwanderung in das Karpatenbecken war es sein Lebensbedürfnis, unter den hier lebenden Völkern die Rolle des *primus inter pares* zu spielen, da es sonst — wie wir dies nach dem Gewaltdiktat von Trianon sehen konnten — auch in seinem blossen Bestehen gefährdet gewesen wäre. Neben der Aufgabe innerhalb des Karpatenbeckens hat es auch nach

aussen eine Schicksalsfrage zu lösen: es muss sein Dasein sichern, seinen etwa 12 Millionen Seelen zählenden Volksstamm aufrechterhalten und den Frieden — die *Pax Hungarica* — an einem Punkt Europas wahren, wo Westen und Osten einander immer wieder bekämpfen, ob wir nun jenen deutsch-römisches Kaisertum, Habsburg oder sonstwie, diesen aber Mongoleneinfall, Türkengefahr oder Panславismus nennen. Die einander bekämpfenden westlichen und östlichen Mächte waren stets sehr stark und der Bevölkerungszahl des Ungartums gegenüber immer in grosser Übermacht; dass das ungarische Volk in diesem Wetterwinkel Europas tausend Jahre hindurch bestehen blieb, war ausser der göttlichen Vorsehung nur seiner politischen Gewandtheit, seiner Regenerationsfähigkeit, seiner unerhört ausdauernden Widerstandskraft der Unterdrückung und anderen Schicksalsschlägen gegenüber, seiner berühmten passiven Resistenz und nicht zuletzt seinem weisen oder vielleicht unbewussten Wirklichkeitssinn zu verdanken, der es von verhängnisvollen, selbstmörderischen Entgleisungen zurückhielt. Trotzdem ist die Geschichte des Ungartums ein fast ständiger Kampf ums Dasein, oder höchstens — in den etwas friedlicheren Übergangszeiten — eine Regeneration nach erlittenen schweren Blutverlusten, Sammlung neuer Kräfte für wieder beginnende Kriege, eine ständige Waffenbereitschaft zu dem sich immer wieder erneuernden Kampf auf Leben und Tod. Durch diese ununterbrochenen Kämpfe und seine Opferbereitschaft konnte das Ungartum wenigstens sein Dasein bis zum heutigen Tage sichern, aber nicht verhindern, dass seine Grossmachtstellung auf dem Schlachtfeld bei Mohács von der türkischen Übermacht vernichtet wurde. (Vor der Türkenzeit war Ungarn eine Grossmacht; die Bevölkerungszahl des Landes im 15. Jahrhundert war der der späteren Grossmächte Frankreich und England gleich, die Macht der ungarischen Könige erstreckte sich abwechselnd auch auf Böhmen, Österreich, Polen und den Balkan.)

Für die Entwicklung und Förderung der Kultur ist eine solche geopolitische Lage natürlich äusserst ungünstig; somit musste das ungarische Volk für sein fortlaufendes Bestehen und die Voraussetzungen einer geistigen Tätigkeit stets mit übermenschlichen Kräften kämpfen. Infolge dieser geopolitischen Lage und der Geschichte Ungarns, in deren Verlauf ausser den am besten geschützten nördlichen Grenzgebieten und dem von Bergen umgebenen Siebenbürgen alle Teile des Landes wenigstens einmal, in den meisten Fällen aber auch wiederholt geplündert und zerstört wurden, die Bevölkerung einzelner Gebiete aber mehrmals völlig vernichtet wurde, konnte von einem fortlaufenden Geistesleben und von schöpferischer geistiger Tätigkeit, wie dies bei den unter unvergleichlich günstigeren Verhältnissen lebenden westlichen Völkern

natürlich war, kaum Rede sein. Die abendländischen Völker der beginnenden Neuzeit erfassten diese Lage ganz richtig. Aus dieser Zeit gibt es zahlreiche Erklärungen, die Ungarn als Schutzbarriere des Abendlandes erwähnen und die Bedeutung des Landes für die europäische Kultur darin sehen, dass es den Westen mit seinem eigenen Körper vor der Vernichtung bewahrt und Europa durch ständigen Einsatz an Blut und Gut die Möglichkeit bietet, seine schöpferische geistige Tätigkeit in Ruhe fortzusetzen. Doch müssen wir hinzufügen, dass Ungarn an der Entwicklung der europäischen Kultur nicht allein diesen passiven Anteil hatte. Wir haben bereits zahlreiche Beispiele dafür erwähnt, dass das Ungartum auch inmitten der dauernden Kämpfe eine positive kulturelle Tätigkeit entfaltete und Werke hervorbrachte, die den Vergleich mit ähnlichen Schöpfungen anderer Länder gut bestehen. Die wahre Grösse dieser Leistung des Ungartums kann erst richtig bewertet werden, wenn man bedenkt, dass in seinem Lande Kunstschatze, ja fast die ganze Kultur wiederholt vernichtet wurden, dass die Entwicklung der Kultur auf allen Gebieten stets Brüche erlitt, dass alles nicht einmal, sondern fast immer von neuem begonnen werden musste. Was das Ungartum der Menschheit gegeben hätte, wenn es sein Schicksal auf friedlichen Boden und nicht auf die Landstrasse der Völker gestellt hätte, ist ungewiss; dass es aber viel mehr hervorgebracht hätte, als es unter den gegebenen Umständen leisten konnte, unterliegt keinem Zweifel.

Wie bereits erwähnt, ist für die kulturellen Leistungsmöglichkeiten eines Volkes auch der eigene Staat von grosser Bedeutung. In dieser Hinsicht war die Lage des Ungartums weder besonders gut noch besonders schlecht. Allerdings konnte es den eigenen Staat im Laufe seiner ganzen Geschichte aufrechterhalten; doch war es eben infolge seiner geopolitischen Lage nach dem Aussterben des Arpadenhauses gezwungen, sich aus fremden Dynastien Herrscher zu wählen, die für die geistigen Bedürfnisse des Volkes nicht immer das nötige Verständnis hatten und dem Ungartum gegenüber oft auch feindlich gesinnt waren, so dass sie die erfolgreichen Mittel, mit denen der Staat die kulturelle Aufbauarbeit eines Volkes zu fördern vermag, nicht zum Wohle des Ungartums verwendeten, sondern in vielen Fällen — besonders in der Schulpolitik — zu dessen Unterdrückung. Infolge des geringen Verständnisses der Herrscher musste in Ungarn die Gesellschaft manche kulturellen Aufgaben auf sich nehmen, die im Ausland dem Staate zufielen; so war auch die Gründung der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, des Ungarischen Nationalmuseums, des Nationaltheaters der ungarischen Gesellschaft und vor allem der ausserordentlichen Opferbereitschaft einzelner Aristokraten zu verdan-

ken, die die Kosten der Errichtung und eine Zeit auch die der Aufrechterhaltung dieser Institutionen auf sich nahmen. Dieses kunstfreundliche Mäzenatentum der Aristokratie, eine Nachwirkung lateinischen Geistes, auf dessen in mancher Hinsicht hervortretende Verwandtschaft mit der ungarischen Seele bereits öfters hingewiesen wurde, ist eine fast einzigartige Erscheinung und bei der Bewertung der kulturellen Leistungen des Ungartums von grosser Bedeutung.

Wesentlich ist nicht vom Blickpunkt der kulturellen Fähigkeiten und Schöpfungen, sondern von dem der europäischen Verbreitungsmöglichkeiten einer Kultur aus — wie wir bereits erwähnten — ob die Sprache des betreffenden Volkes von den übrigen Völkern Europas verstanden wird oder nicht. In dieser Hinsicht befindet sich das Ungartum den meisten europäischen Völkern gegenüber in einer sehr nachteiligen Lage. Seine Sprache ist ein Zweig der kleinsten Sprachfamilie Europas, der aber von der Urheimat bald getrennt wurde und während des langen Sonderlebens in Wortschatz und Grammatik eine so grosse Entwicklung durchmachte, dass uns heute selbst unsere nächsten Verwandten nicht verstehen. Das 15 Millionen Seelen zählende Ungartum steht somit sprachlich abgesondert in der Welt. Die Wirkung der dichterischen Werke beschränkt sich auf diese Weise auf das eigene Land; nur ein Bruchteil der Dichtungen tritt durch mehr oder weniger unzulängliche Übersetzungen vor die Öffentlichkeit Europas. Vergebens will sich dieses Volk der Welt mit allen seinen Vorzügen zeigen, immer wieder muss es seine tragische Einsamkeit fühlen. Das wissenschaftliche Schrifttum, die durch die internationale Formensprache des visuellen oder akustischen Erlebnisses zugänglichen Kunstwerke und die moderne Ausdrucksform der Massenkultur, der Sport, sind die einzigen Gebiete, wo das Ungartum in seiner Selbstkundgebung durch die sprachliche Abgesondertheit, dieses unausgleichbare Hindernis der kleinen, besonders der sprachlich verwaisten kleinen Völker, weniger gehemmt wird. Die kleinen slawischen oder germanischen Völker fühlen diesen Nachteil weniger, da ihre Sprache den übrigen Slawen oder Germanen meist leicht verständlich ist und ihnen diese — was noch wichtiger ist — seelisch und geistig mehr oder weniger nahestehen. Das Ungartum jedoch kämpft auch in der internationalen Formensprache mit besonderen Schwierigkeiten, da seine Eigenart den anderen, ihrem Geiste nach verschiedenen Völkern auch in dieser Form nur schwer verständlich ist.

Wo aber die Sprache versagt, gibt es immer noch ein Mittel, das überzeugender wirkt, als alle Worte: die Tat. Dass das Ungartum ein Kulturvolk ist, dass wir die Kultur, die Liebe zum Schönen, Edlen,

Grossen im Blute haben — ist vielleicht nicht so allgemein bekannt, wie wir es verdienen würden; unsere kulturellen Leistungen, unser geistiges Leben sind dem Auge der Fremden vielleicht verborgen geblieben. Vielen — nur zu vielen — dürfte es unbekannt sein, dass wir im geistigen Sinne des Wortes ein aristokratisches Volk sind, dass der Idealismus ein Wesenszug unseres Volkes ist, dass das Ungartum kein Volk von Krämern ist, sondern in jeder Hinsicht ein ritterliches Volk, dem Roheit und Gewalttätigkeit in tiefstem Herzen verhasst sind, und das der Welt in der schlichtesten Formensprache der Geschichte mit dem Einsatz seines Blutes immer wieder bezeugte, dass es zum Schutz der edelsten geistigen Güter auch dann zu jedem Opfer bereit ist, wenn die Zukunft augenblicklich hoffnungslos erscheint. Jahrhunderte hindurch blutete das Ungartum im Kampf gegen Türken und Tataren für den eigenen Boden, für die Nation, für Europa und die christliche Kultur; ohne die geringste Hoffnung auf augenblicklichen Erfolg unternahm es immer wieder Freiheitskämpfe, um Freiheit und Ehre, die ihm wertvollsten Ideale zu bewahren. Diese eindeutige, internationale Formensprache: der volle Einsatz für höhere Ideale war in der Vergangenheit des Ungartums wohl das erfolgreichste Mittel, um vor dem Ausland seinen Wert und seine Kultur handgreiflich zu bezeugen.

Die Ungarn sind ein friedliches Volk, vielleicht das friedlichste Volk der Welt, das sich den Völkern Europas vor allem durch seine Kultur bekannt und beliebt machen will; es ist aber auch ein Volk von Soldaten, das im Notfall nie zögern wird, auf eine würdige Art zu bezeugen, dass es den Geist seiner Ahnen unversehrt bewahrt hat. Die Geschichte verpflichtet und die geschichtlichen Überlieferungen hat das Ungartum, hat jeder Ungar im Blute. Zeitloses Ungartum bedeutet den vom Schicksal des tausendjährigen Ungarlandes gestalteten, zu einer Einheit geformten, erlebten und ererbten, im Laufe der Geschichte entwickelten Geist, die unsterblich fortlebende Seele unzähliger ungarischer Geschlechter. Der Ungar von heute und von morgen wird der Ungarn vergangener Zeiten ebenso würdig bleiben wie ungarische Wesensart von heute der der Vergangenheit, da ihre kennzeichnenden Grundzüge dieselben sind. Wir waren „ein kleines Volk, und eine grosse Nation“ und wollen es auch bleiben, solange der Gott der Völker dem Ungartum gnädig bleibt.

VOM GEIST DES SIEBENBÜRGER DEUTSCHTUMS

VON KARL MOLTER

Ich verstehe die von den Sachsen gesprochene Mundart zwar nicht, doch habe ich Bücher zahlreicher siebenbürgisch-deutscher Schriftsteller gelesen. Als ich vor dreissig Jahren nach Siebenbürgen kam, vernahm ich zu meiner grössten Verwunderung, dass das von den gutgekleideten Bauern in Marosvásárhely gesprochene Deutsch einzelne Wörter enthielt, die an das Englische erinnerten. Wir verständigten uns in der deutschen Umgangssprache, und ich konnte mit Erstaunen feststellen, dass die Siebenbürger Sachsen unter den vom Mutterlande getrennt lebenden germanischen Völkern zu den geschultesten gehören. Auffallend war auch, mit welcher Ehrfurcht sie an den Überlieferungen festhalten — mögen sie auf dem Landstrich zwischen Beszterce (Bistritz) und Szászrégen (Sächsischreen), im Nösner-Gau den Wein von Teke (Tekendorf), oder der Küküllő entlang den von Zsidve anbauen, mögen sie in den Zünften von Segesvár (Schässburg), Medgyes (Mediasch), Szeben (Hermannstadt), oder Brassó (Kronstadt) Gewerbe treiben, oder im Burzenland Musterwirtschaften führen. Der sächsische Dorfkantor klopft mit seinem Stab und feuert seinen Chor mit folgenden Worten an: „Dieses Lied, Kinder, müssen wir besonders gut vortragen, singen es ja unsere Vorfahren seit bereits achthundert Jahren hier in Siebenbürgen.“ Eine feine Selbstironie liegt in diesen Worten, eine liebenswürdige Verspottung des sächsischen Provinzialismus kommt in dem Satz zum Ausdruck, den ich in der Novelle eines Schriftstellers — des Leiters des *Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt*-es gelesen haben mag.

Diese Überlieferung vom Ahnenstolz des Kapellmeisters ist jedoch keineswegs nur ein Spass, klingt doch aus ihr die Bestätigung jener im Volke verbreiteten Anschauung heraus, dass die Siebenbürger Sachsen die älteste selbstbewusste Minderheit Europas sind. Sie könnten die Gesetzgeber der auf dem Kontinent lebenden Nationalitäten sein — schrieb man nach Trianon, in den ersten Tagen der Sachsenbewunderung, als der Liberalismus diesem aus verschiedenen Beständen zusammengesetzten Volksstamm gegenüber verständnislos dastand.

Ihr Verhalten verriet deutlich, dass sie seit Jahrhunderten nur für sich lebten, dass sie sich nur Gott und der Gemeinschaft gegenüber verantwortlich fühlten, dass sie eine Volksindividualität entwickelt hatten, die in gewisser Hinsicht durchdringender und deutscher war, als die von Weimar-Deutschland, aber auch als die des einstigen Kaiserreiches. Von völkerpsychologischem Gesichtspunkt aus waren sie eigentlich niemals nur eine Minderheit, sondern stets ein Teil der im fernen Mutterlande lebenden Nation, eine Volksgruppe also, die sich aus wirtschaftlichen, politischen, gesellschaftlichen oder religiösen Gründen, vielleicht auch infolge des urdeutschen Wandertriebes, weiter im Osten niedergelassen hatte. Niemals hatte der Sachse ein Minderwertigkeitsgefühl, vielmehr war er selbstsicher und verschlossen, nach aussen abweisend, fast schroff, stets selbständig und einsam. In einer illustrierten Volkskunde nennt sie Johann Retzlaff „ein deutsches Bauernvolk“. In dieser volkstümlichen Propagandaschrift schreibt Bischof Dr. Viktor Glondys: „Nachdem der rumänische Staat sich unter dem Vorwand einer Reform des Vermögens der sächsischen Universität bemächtigt hatte, möge die Welt erfahren, dass dieses kleine, siebenbürgische Volk zur Zeit einer wirtschaftlichen Weltkrise sich selbst Steuern auferlegte, die den vom Staat geforderten Steuern gleichkamen, um dadurch das Versiegen der Quellen seines Volksbestandes zu verhindern.“ Sie wollten — so heisst es — weder zu Schweizern, noch zu Holländern werden.

Nun, selbst wenn sie ursprünglich nicht so gedacht hätten, in den letzten zwei Jahrzehnten konnte ihr nationales Empfinden nicht schwächer werden. Es ist eben keineswegs ein Zufall, dass während unter der ungarischen Herrschaft nur ihr Geschichtsschreiber Friedrich Teutsch und ihr Dichter Michael Albert in Ungarn bekannt wurden, unter den Rumänen — *crescit sub pondere palma* — eine siebenbürgisch-deutsche Literatur entstand, die im Vergleich mit der Bevölkerungszahl der Sachsen — sie zählen 230.000 Seelen — ungefähr der Bereicherung entspricht, die die siebenbürgisch-ungarische Literatur nach Trianon erfahren hat. Sie wurden, genau so, wie wir, in der Not stärker, für sie, wie für uns bedeutete die Literatur die Rettung der Nation aus letzter Not, das vereinigende Band der an Zahl immer mehr zusammenschrumpfenden Seelen. Auch sie liess die Angst ihre Kräfte bis aufs äusserste anspannen zu einer Zeit, als Deutschland selbst darniederlag, und der von der Entente unterstützte rumänische Staat das sächsische Volksvermögen völlig für sich beanspruchte. Die Agrarreform nahm ihnen die von den ungarischen Königen erhaltenen 35.000 Joch Wald, und gab ihnen dafür, — wie Dr. Orend Misch be-

merkt, — „einen Pappentiel“. Sie behielten nur einige ihrer Häuser in Szeben (Hermannstadt) und das Bruckenthal-Museum. Im Jahre 1932 starb der letzte Sachsengraf, der Verwalter ihres Volksvermögens, und die Kosten der gesamten Volksbildung fielen nun grösstenteils den über durchschnittlich sechs Joch verfügenden Kleinbauern und den in den Städten lebenden Klein- und Grossindustriellen zu. Überdies kam es zu Uneinigkeiten zwischen den alten liberalen und den neuen nationalsozialistischen Führern, so dass — wenigstens für einige Zeit — ihr von den ungarischen Königen erhaltener Wahlspruch ins Wanken geriet. „Unus sit populus“ — so hiess dieser, der alle Deutschen Siebenbürgens zusammenfasste, mochten sie in ihrer Urheimat Bajuwaren oder Franken, Schlesier, Flamen oder Sachsen gewesen sein.

Die Geschichte dieses deutschen Volkssplitters zeigt natürlich die Spuren der achthundertjährigen Lebensgemeinschaft mit den Ungarn, wie andererseits ihr deutscher Protestantismus, ihre bürgerliche Kultur, ihr uralter Hang zur Clanbildung auch das Ungartum Siebenbürgens beeinflusst haben mag. Indessen empfangen auch sie vieles von den Ungarn, — nicht nur Güter. In ihrer Kleidung, die stets der Phantasie und Gestaltungskraft eines Volkes entspringt, behielten sie mehrere ungarische Kleidungsstücke: den „dolmány“, den „bekecs“ und die Stiefel. Entledigt sich aber einer von ihnen seiner bunten und reichen Volkstracht, so legt er damit auch seine Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft ab und läuft Gefahr, in einem anderen siebenbürgischen Volkstum aufzugehen. Dem sächsischen Hang zur Absonderung entspricht ihre Tracht, der schwarze Samt, die von der Braut getragenen „Borten“, die „Bockelung“, das „Heftel“ und viele althergebrachten Kleidungsstücke besonderer Art, von denen manche bis in die germanische Urzeit, bis ins 5. Jahrhundert zurückreichen. Ihr ärmelloser Rock stammt aus dem 12., der Schleier aus dem 15. Jahrhundert, während sie den blauen Männerschnürrock seit der Zeit *Friedrichs des Grossen* tragen. Sehr alt sind auch ihre an den Kirchenbänken und Kirchenstühlen angebrachten Schnitzereien, ihre Kirchen- und Bauernburgen, in deren einstigen geheimen Schlupfwinkeln heute in Kisten Weizen aufbewahrt wird und aus deren Schiesscharten markierte Speckstücke hervorlugen. Auf diese Weise wurden aus den in der Ritterzeit erbauten gotischen Türmen Specktürme, wie aus dem einstigen Tataren- und Türkensturm der heutige Wirtschaftskrieg entstand.

Szeben (Hermannstadt) ist der Mittelpunkt der sächsischen Welt, der überlegene Rivale Brassós (Kronstadts). Hier war auch der Sitz der Zunftgemeinschaft, wo das Volk — die aus dem Salzkammergut und aus Steiermark eingewanderten Landler nicht ausgenommen —

am meisten nordischen Charakter aufweist, also „rauh und robust“ ist, während die weinbauenden Sachsen „weich und gefällig“, fröhlich und gemütlich sind. Der Unterschied zwischen den beiden Volksschichten mag etwa so gross sein, wie der zwischen Preussen und Bayern. Dabei gab es in diesem in den Weingegenden wohnenden Volke viele, die früher — mit den Ungarn zusammen — Leibeigene ohne ständische Vorrechte gewesen waren und erst nach langen Jahrzehnten der Freiheit die kleinbürgerliche Lebensstufe der übrigen Sachsen erreichen konnten. Inzwischen vermehrten sich an den Dorfenden die walachischen Zigeuner und die Gasse der siebenbürgischen Rumänen wurde immer länger, so dass die sächsischen Knaben und Mädchen bald gezwungen waren das alte wehrhafte Lied zu singen: „Sachs, halte Wacht“.

Der im Burzenland lebende Bauer ist „herb und herrisch“, aus seinem Charakter spricht noch die Erinnerung seiner Niederlassung in der Ritterzeit; er ist oft schroff und abweisend. Seine Tracht hat jedoch viel von ihrer ursprünglichen Eigenart verloren und auch seine Wirtschaft wurde zeitgemäss und steht im Zeichen des Traktors; Tracht und Traktor passen freilich nicht gut zueinander. Die Weinbauern des Nösner-Gaues sind die ältesten Ansiedler, die nach der Überlieferung mit der Prinzessin *Gisela* ins Land *Stephans des Heiligen* kamen und ihre Steuern in die Privatkassa der ungarischen Königin entrichten mussten. Bereits im 13. Jahrhundert kannten sie die Kachelöfen und wie die Szekler, so luden auch sie die Gäste mit dem blumengeschmückten Hochzeitsstab zur Hochzeit ein. Ihre Töchter heirateten früh und hatten sehr wenig Kinder. Unter den Bergbewohnern neigen viele zur Grübelei, und alle unterstehen den Befehlen der Gemeinschaft. Die Gemeinschaft steht über dem Individuum, doch erhält jeder Einzelne, der arbeitet, sein Brot und seinen Rang innerhalb dieser Gemeinschaft. Sie ist die Einheit, die das unsterbliche Volkstum der Einzelnen bewahrt. In dieser kommt das aus der Urheimat mitgebrachte Bildungsgut zur Geltung, aber auch die siebenbürgische Sprache, in der der Sachse singt und die Schriftsprache, die er in der Schule lernt. Selbst der akademisch gebildete Mittelstand verliert die Fühlung mit seinem Volke nicht.

Da die Sachsen niemals eine Grenzminderheit gebildet hatten, konnten sie in Ungarn, später auch in Rumänien, zu wichtigen Faktoren des Staatslebens werden. Selbst in der Armee bekleideten sie oft wichtige Posten. Ähnlich den im liberalen Rumänien von gestern lebenden Juden des Altreichs konnten auch sie als bevorzugte Minderheit ihre Ansprüche in der Grossindustrie und in dem Handel gel-

tend machen, und in demselben Masse, in dem das Ansehen Berlins zunahm, erstarkten auch ihr Einfluss und ihre Erfolge. Wir in Siebenbürgen haben ihre Eigenart gründlich kennen gelernt, die sie nicht nur von den hier lebenden anderen Völkern, sondern auch von allen anderen Deutschen unterscheidet. Dieser Unterschied ist indessen nicht etwa derselbe, der zwischen dem Szekler oder dem Palozen und dem Ungarn des Tieflandes besteht; es handelt sich vielmehr um eine ganz anders geartete Verschiedenheit, hat doch der Sachse fern vom Reiche, hier in Siebenbürgen, in der Nachbarschaft von Ungarn, später auch von Rumänen — oder mit ihnen vermischt — aus vielen deutschen Volksbeständen seine heutige Eigenart ausgebildet. Dieses Eigenartige Gepräge lässt sich überall erkennen. Ich hatte Gelegenheit, ihre Weinberge und Weinkeller zu besuchen, trank ihre schweren Weine, und sah, wie wichtig die althergebrachte Ordnung selbst bei ihren Begräbnissen ist; ich kenne ihre Schulen, Kirchenburgen und Musterwirtschaften. Im Salon ihres ersten Grossindustriellen wurde ich auf die Bilder ihrer modernsten Maler, Matthis *Teutsch* und Fritz *Kimm* aufmerksam. In Brassó (Kronstadt) lauschte ich dem Orgelspiel in der Schwarzen Kirche und dem Luthergesang der Gemeinde, bewunderte die alten, kostbaren orientalischen Teppiche und besichtigte in ihrem Museum die ewigbewegliche Fleckenbratmaschine eines Szekler Tausendkünstlers. Ich war im Tor des Ostens, das gegen den Balkan weit offen stand. Abends sprach Bischof *Glondys* kluge Begrüßungsworte, als der siebenbürgisch-ungarische Dichterkreis *Helikon* unter der Leitung *Nikolaus Bánffys* bei ihnen zu Gast war. Die Schriftsteller des *Klingsor* erwiderten diesen Besuch später in Kolozvár (Klausenburg), und die Zeitschriften *Klingsor*, *Helikon* und *Pásztortűz* („Hirtenfeuer“) gaben Tauschnummern in ungarischer und deutscher Sprache heraus.

Ich borgte mir einmal von einem sächsischen Studenten ein Kinderbuch aus; der Titel lautete: „Im Faltboot nach Turkestan.“ Mein Gott — dachte ich mir —, wie weit schweift die Phantasie dieser Kinder im Südosten! In einem Gummifaltboot machen die Jungen einen Ausflug über den Bistritz-Bach, über den Szereth, die Donau und das Schwarze Meer nach Turkestan, wobei sie fast immer bei deutschen Kolonisten Herberge finden. Ich las auch über ihren hartnäckigen Transylvanismus, und kenne die höfliche, herzliche Antwort *Alexander Reményik's* auf den Artikel *Otto Folberth's*. Dieser Artikel befasst sich mit den drei Pforten des siebenbürgischen Volkes: mit der der Szamos, die die Deutschen, mit der der Maresch, die die Ungarn und mit der des Alt, die die Rumänen mit dem übrigen Teil ihres Volkes verbindet und den Verkehr zwischen ihnen ermöglicht. Ich hörte auch

von ihrem kaisertreuen Märtyrer Stephan Ludwig *Roth*, und weiss, dass das sächsische Volk an seiner siebenbürgischen Art auch heute festhält. Allerdings konnte „die Strasse“ während der rumänischen Herrschaft lange Zeit nicht „rein dem Sturmabteilungsmann“ gehören, da die durch die Verschiedenheit der Völker bedingte Lage Siebenbürgens die nationale Begeisterung seiner Bewohner dauernd formt, auf einander abstimmt und veredelt. Die Vielstimmigkeit des Denkens ist hier vielleicht Jahrtausende alt, und seit den Reichstagen von Marosvásárhely und Torda wächst viel Geduld innerhalb der Grenzen Siebenbürgens. Der Boden und die Natur seiner Völker vernichten hier alle masslosen Leidenschaften im Keime, und selbst in den härtesten Kämpfen des Alltags wird man daran erinnert, dass dieses Land die Heimat Gabriel *Bethlens* ist.

In seinem Roman „Die Stadt im Osten“ führte Adolf *Meschendörfer* eine theoretische Debatte mit Albert *Apponyi* über den siebenbürgischen Blumengarten. Wichtiger als der Kern der Diskussion ist für uns heute die Tatsache, dass *Meschendörfer* als Lehrer einer höheren Schule mit seinem eigenen Kultusminister debattieren durfte, während er unter den Rumänen bereits schreiben musste: „bis zu den Zähnen stehen sie hier im Wasser“. An einer anderen Stelle wendet er sich dem Osten jenseits der Karpaten zu und klagt, dass viertausend Abenteurer über die Engpässe der Karpaten ins Land gekommen seien, und die Sachsen seitdem auf die Hilfe Europas warten. Der Unterschied zwischen der alten ungarischen Herrschaft und der Staatsführung der Rumänen konnte damals von deutschem Blickpunkt aus kaum treffender umschrieben werden. Auch der Schriftleiter des „Klingsor“, *Heinrich Zillich*, benannte seine Zeitschrift nach „Klingsor aus Ungerland“, nahm wiederholt gerne an den Sitzungen des „Helikon“ teil, und hatte nichts dagegen, dass *Desider Kosztolányi* aus seinen Gedichten ins Ungarische übertrug.

Der Nationalsozialismus entfesselte einen gewaltigen Sturm; seit dessen Verbreitung sind die drei Völker und Sprachen Siebenbürgens zunächst eine Herzensangelegenheit der älteren Generation, die die ungarische Ritterlichkeit noch gekannt hatte. Angesichts der überwältigenden Leistungen des Deutschtums von heute verhalten sich bereits alle Sachsen als Ostdeutsche; das Wesen ihres kleinen Volkstums steht mit dem Reiche in vollem seelischen Einklang, und wahrscheinlich erinnern sich nur mehr wenige unter ihnen daran, was mir in den Tagen nach dem Wiener Schiedsspruch einer von ihren Schriftstellern sagte: „Auf Wiedersehen! *Aladár Kuncz* hat Recht, Siebenbürgen ist unsere Heimat!“ Diese sonderbare Heimat, in der die Sprache oder

wenigstens die Mundart die Wasserscheide bildet, so dass sich früher die von einander entfernt lebenden Sachsen entweder in deutscher Schriftsprache oder in der Sprache der walachischen Bauern verständigten.

Immerhin bilden diese Viertelmillion Deutsche eine unteilbare Einheit. Mehr noch als in der gemeinsamen Herkunft und der gemeinsamen Sprache äussert sich ihre enge Zusammengehörigkeit in ihrer einheitlichen Haltung, im Aufbau ihrer Gesellschaftsordnung und im Wirtschaftsleben. Das Ansehen ihrer Prediger und Führer, das fast an die feudalen Zeiten erinnert, ist auch in den Jahrzehnten der Unterdrückung nicht geschwächt worden und sie finden sich in allen Lagen, denen sie als Minderheit ausgesetzt sind, zurecht. In engster Nachbarschaft mit ihnen hatten wir Ungarn oft Gelegenheit, ihre diplomatische Gewandtheit zu beobachten und von ihr zu lernen. Besonders lehrreich war es für uns zu sehen, wie sie jedem Missgeschick standhielten, wie sie klagten und verhandelten, sich nie erniedrigten und selbst in verzweifelter Lage nie die Fassung verloren. Den einander folgenden verschiedenen Regierungen gegenüber zeigten sie geschichtlichen Gleichmut; mancher Politiker der ungarischen Minderheit eignete sich ihre Methoden an, die uns in Fragen des Kirchen- und Schulwesens innere Disziplin beibrachten. Diese Politiker verstanden es jedoch leider nicht, unsere Banken nach sächsischem Beispiel zu nationalpolitischer Opferbereitschaft zu bewegen.

In den Werken der sächsischen Schriftsteller gab sich kund, dass sie ihre Nüchternheit und Unnahbarkeit durch manches persönliche Opfer, durch manchen zurückgedrängten Künstlertraum erkaufte hatten. Es muss sie viel Schweiß und Tränen gekostet haben, bis ihr Volk im Schmelzofen der Ostkarpaten, frei von jeder Schlacke, zu einer wirklichen Einheit zusammenschmolz. Nannte sie irgendeine minderheitenfeindliche Zeitung spöttelnd Ansiedler, so setzten sie sich darüber hinweg, blieben treu und berechnend und wahrten sorgsam die kulturelle Gemeinschaft mit dem grossdeutschen Mutterlande. Auch das von *Folberth* erwähnte Kolonistengefühl nahmen sie nicht ernst; seit den Arpaden sitzen sie hier fest und sicher, und nur die geistig Hervorragenden unter ihnen lassen immer wieder den heldenhaften Verzicht, das Opfer ahnen, die das Standhalten der sächsischen Minderheit erforderte. Das dem sächsischen Lokalpatriotismus entspringende wehrhafte Städtertum erinnert an die Stimmung des zünftigen Goldschmiedevorfahren in einem Gedichte Ludwig *Aprilys*. Dabei wissen es die Besten unter ihnen sehr gut, was sie dabei verlieren, wenn sie, statt von der grossdeutschen „Frankenspitze“ zur Welt zu

sprechen, sich nur im Schlupfwinkel der Sachsen, in einer Vorstadt Europas hervortun können.

Freilich ist es Provinzialismus, zu dem sich der Sachse — notgedrungen — bekennt; Heimatskultur also, lange vor *Moeller van der Bruck*. Sollte es wahr sein, dass sich Gott den Menschen nicht mehr zeigt, seitdem der Mensch zum Gott geworden ist, — nun, so hat den Sachsen wahrlich nicht der Anblick ihrer heimatlichen Götter bei der Bewahrung ihres Deutschtums geholfen. Sie haben den Schwaben den richtigen Weg einer deutschen Minderheit gewiesen und ihnen das enge Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem Reiche beigebracht. Dabei besuchen sie Deutschland, zeigen hier ihre alten Sitten und geben ein Beispiel dafür, wie der Einzelne in der Volksgemeinschaft aufzugehen hat. Der Einzelne liebt jedoch die Provinzen weder im faustischen noch im marxistischen Sinne. Daher ragen von den Sachsen so wenig Köpfe hervor. Bei ihnen gibt es keine faustischen Streifzüge durch die metaphysischen Gefilde des Daseins, aber auch keine soziale Drohung gegen das sächsische Kapital, oder das eines anderen Volkes, las ich doch in ihren Büchern, dass sie ihre Kapitalisten „im Zaume“ halten und strengen nationalen Massnahmen unterstellen. Selbst ihre Künstler gelangen nur zu Ansehen, wenn sie im Reiche, also in der grössten deutschen Gemeinschaft anerkannt werden. Sie sind eben — ihrem ganzen Wesen nach — ein einziges Volk.

Auch ihre Heimkultur ist nach innen gekehrt und trägt ihrer Vergangenheit und den Fragen des Alltags Rechnung. Eine dem Neumythos der Szekler ähnliche Stilromantik ist bei den sächsischen Schriftstellern nicht zu finden; die einzige Ausnahme ist vielleicht der Einsiedler *Emil Witting*, der die Kritiker des Reiches mit seinem Bärenroman „*Frate Nikolae*“ überraschte, in dem er die wilde und feenhaftige Welt der Schneeberge von Fogaras und die Urformen des Daseinskampfes im Tierreich mit verwirrender, überwältigender Wortfülle schildert. Die Heldenverehrung hat erst in neuester Zeit würdige Vertreter gefunden: den Romanschriftsteller *Reimesch* und noch vor ihm den Novellisten *Zillich*. Dieser ist jedoch bereits nach Deutschland gezogen; es war der Weg seiner Entwicklung, dass er — seinen Geist immer erweiternd — aus dem Sachsen zum Grossdeutschen und schliesslich zum Europäer wurde. Noch kurz vor dem Wiener Schiedsspruch fand ein Erlebnis der sächsischen Volksgruppe literarischen Ausdruck: *Erwin Wittstock* wagte es, die bei den Sachsen durchgeführte rumänische Bodenreform darzustellen; sein Roman „*Bruder, nimm die Brüder mit*“ wurde wahrscheinlich beschlagnahmt. Dagegen haben die Sachsen keinen *Mistral* und keinen *Fritz Reuter*; nicht durch ihre

Sprache geben sie ergreifende Landschaftsdarstellungen, sondern durch ihre Gestalten. Sie sahen früh ein, dass die Mode der übertriebenen Mundart und des Provinzialismus zur Zeit des Rundfunks und der gleichgeschalteten Presse nur störend wirken kann. Dafür spiegeln ihre Charaktere Züge der einzelnen Landschaften wider. Beispiele hierfür sind der „Büffelbrunnen“ *Meschendörfers*, die Novelle „Zineborn“ von *Wittstock*, *Zillichs* „Toddergerch“ und die Erzählungen von *Capesius*. Ihre Volkskunst ist reicher als die der übrigen Südostdeutschen, aber ärmer und weniger durchdringend als die der Szekler. Auch sonst ist nicht die Kunst ihre Stärke, sondern ihr mit volkhaften Zügen durchdrungener evangelischer Glaube. Ein Volk, das eines Glaubens ist — Welch ungeheurer Vorteil im Leben einer Minderheit! Dies ist die Kraft, die sie auch in ihrer heutigen Geteiltheit in Siebenbürgen zusammenhält.

„Rütli-Ebene“ hiess nach dem Beispiel der Schweizer die Hochebene bei Nagyenyed, wo wir in der rumänischen Zeit zuerst mit den sächsischen Schriftstellern zusammenkamen. Sie waren sehr erstaunt und hüllten sich in tiefstes Schweigen, als wir, siebenbürgisch-ungarische Schriftsteller über *Desider Szabó* debattieren und die Innenpolitik Ungarns mit dem Heimweh der eben aus der Heimat Ausgestossenen bekritelten. Sie sprachen nur über Siebenbürgen, und nahmen es den Rumänen von Siebenbürgen übel, dass sie es wegen des Altreichs nicht gewagt hatten zu kommen. Die Sachsen verhielten sich ruhiger als wir — allerdings waren sie keine Grenzminorität — war ja ihre Muttersprache eine Weltsprache und ihre Weltanschauung schon seit Jahrhunderten eher eine bürgerliche als heroische, die sich den Satz des friedlichen, wohlhabenden Mannes zur Parole machte: „Den Nachbar gelten lassen“. Auch als wir in Kolozsvár (Klausenburg) „Penclub“ spielten, sprachen sie mehr von persönlicher Redlichkeit als von Freiheit oder Schriftstellerschutz. Sie beanstandeten, dass der rumänische Polizeivorstand im Altreich Mitglied des Penclubs ist — möge der Betreffende sonst ein bekannter Schriftsteller sein. Diese Sachsen bleiben eben Bürger, ja Kleinbürger — und dabei mag jede Weltanschauung auf dem Kopf stehen. Als die Batschka noch zu Südslawien gehörte, las ich, dass der ostdeutsche Schriftsteller *Josef Ponten* seinen Volksgenossen, von denen er wusste, dass sie mit schweren Sorgen zu kämpfen hatten, immer wieder Redlichkeit ans Herz legte. War es aber nicht empörend, dass während sich ringsum so viele Abenteurer bereicherten und so viele von den Machthabern unterschlugen und stahlen, uns in Rumänien von scheinheiligen englischen Christen fortwährend Ehrlichkeit gepredigt wurde? Gewiss gibt es keine bessere Devise als die

Ehrlichkeit, manchmal aber ist es schwer, ihre Entwertung zu ertragen . . .

„Siebenbürgen, Land des Segens“ heisst es in der Hymne der Sachsen, in dem Lied der Weinberge und der sanften Hügel der sächsischen Landschaften. Sie hat jedoch keinen historischen Hintergrund und drückt bei weitem nicht so viel Trauer aus, wie der „Hymnus“ *Kölcseys*. Oft stellen wir uns die Frage, ob uns wohl die Sachsen als Fremde empfanden. Ich hatte den Eindruck, dass sie uns zwar nicht besonders liebten, aber immerhin schätzten; ich fühlte, dass ihre Schriftsteller den im gemeinsamen Leid erkannten ungarischen Geist sowohl unter vier Augen, als auch in ihrer Presse hochhielten. Aus dem Zápolya-Roman Egon *Hajeks*, „Bakfark“ gewinnt man den Eindruck, dass ihnen das Zimbelspiel, das die ungarische Seele widerspiegelt, lieb ist, dass ihnen unsere heroische Unternehmungslust und unser kameradschaftlicher Geist, besonders aber die bindende Kraft des gegebenen Wortes und die werbende Macht der Redlichkeit in unserer Gesellschaft gefallen. In Fragen der Politik hielten sie sich uns zuweilen aus falsch erkannten Ursachen fern, und auch gesellschaftlich verkehrten wir nur selten, im Geistigen aber suchten sie von Anfang an unsere Freundschaft. Sie suchten nach den kulturellen Analogien in der Geschichte des sächsischen und des ungarischen Volkes und dachten einmal auch eine gemeinsame Anthologie herauszugeben. Ihren Flausen, den beim Volke beliebten Spässen haftet noch ein gewisses ungarisches Gepräge an, und auch darin erinnern sie an uns, an die gemeinsam verlebten Jahrhunderte, dass sie in gewissen Fragen keinen Scherz verstehen. „Du bist kein Sachse“ — sagt ein Bauer einem Dieb in einer sächsischen Novelle. Ihre Zurückhaltung jedem anderen Volk gegenüber ist übrigens vielleicht nicht so sehr Fremdenhass, als eine seit langem zur Gewohnheit gewordene Selbstliebe. Sie verbergen sich hinter ihrem seit altersher geübten Gleichmut, als wären sie eine Volksinsel im fremden Meere, während sie in Wirklichkeit in die Ferne getriebene Wellen des deutschen Meeres sind.

Es ist etwa zehn Jahre her, dass ich mit Sigmund *Móricz* die inmitten der sächsischen Welt erbaute Burg Keresd im Komitat Fogaras besichtigte. Bereits in Segesvár (Schässburg) seufzte der ungarische Schriftsteller: „Es ist, als ob ich durch ein Klein-Nürnberg ginge!“ Diese Fähigkeit der Sachsen, in den Fremden mitten in Siebenbürgen durch den zum Bau verwendeten Stein, den Stil, die Menschen und die in den Städten herrschende Stimmung die von ihrem deutschen Mutterlande her bekannte Atmosphäre wachzurufen, sollten wir Ungarn erlernen, ohne dabei dem Fehler einer sklavischen Nachahmung zu ver-

fallen. Gewiss findet man diesen ungarischen Charakter in den von ungarischer Mehrheit bewohnten Städten mit ungarischer Vergangenheit; Karl Kós und Virgil Bierbauer schreiben mit Recht von herrschenden ungarischen Stadttypen in Siebenbürgen. So nannte auch Ladislaus Németh Marosvásárhely nicht zufällig ein auf dem Berge erbautes Debrecen. Allerdings kann man selten eine Stadt von ähnlicher Einheitlichkeit sehen: nicht nur das volkliche Bild und das historische Gepräge der Stadt, auch die kleinsten Erzeugnisse der Bürgerseele müssen das Ergebnis ungarischer Entwicklung sein. Als meine Frau die Kleider unseres Tauschkindes aus Medgyes (Mediasch) auspackte, bemerkte sie sehr richtig, dass die sächsische Volkszugehörigkeit des Kindes selbst im Schnitt des Nachthemdes und im Schmuck des Hosen-trägers zum Ausdruck kommt. Nur wer seit achthundert Jahren fern von Deutschland lebt, und unentwegt an den einstigen Überlieferungen festhalten will, kann so ganz und durchdringend deutsch sein, dass er in manchem sogar das deutsche Mutterland übertrifft.

Am Fusse des Zinneberges in Brassó (Kronstadt) oder in Szeben (Hermannstadt) oder Neppendorf ist die Ansicht verbreitet, dass man in Siebenbürgen sächsisch zu rechnen pflegt, auf rumänische Art zufrieden und anspruchslos lebt, sich jedoch nur ungarisch gut unterhalten kann. Ernst Jekelius erwähnt, dass beim Totenmahle vieler Sachsen das ungarische Lied gesungen wurde: „Kitették a holttestet az udvarra“ („Man hat den Leichnam auf den Hof gelegt“). Auch die Sachsen geben zu, dass — wie ich es von einem klugen Rumänen gehört habe — „nicht jener der beste Rumäne ist, der in die Gärten des ungarischen und deutschen Nachbars die grössten Steine wirft“. Gegen den im Inneren Siebenbürgens geführten Kampf liess Meschendörfer, dessen besorgter Geist schon „die Vision des letzten Goten“ vor sich sah, die spielenden Kinder aufmarschieren: „Sie bauen Häuser, sie bauen an meinem Kinderland“. Dieses Bild kehrt im Leben von Volksgruppen oft wieder, auch der ungarische Bischof Johann Vásárhelyi sagte einmal in den schwersten Zeiten: „Uns mag man quälen, unsere Kinder werden dennoch singen“.

Welch buntes Treiben gibt es am Honterus-Tag, dem sächsischen Nationalfeiertag! Das Jahrhundert der Reformation wird da lebendig, das Andenken an die Altheimat; da darf jeder Sachse einen ganzen Tag ungestört und in gesteigertem Masse, in einfachen und rohen Scherzen — voll und ganz Sachse sein. Im zweiten Jahrzehnt unseres Minderheitenlebens hätten auch wir gerne wenigstens einmal im Jahre einen ähnlichen ungarischen Tag zur Erinnerung an Gabriel Bethlen oder Bolyai veranstaltet, doch wurde uns dies verwehrt.

In ihrem sonstigen Verhalten sind die Sachsen äusserst nüchtern und dulden kaum eine Abweichung von dem einmal eingeschlagenen Weg. Die expressionistischen Gedichte ihres Dichters Hermann Klöss, deren Rythmus an den der Neger erinnerte, nannte ein Kritiker einfach „Tonfall-Schwindelei“. Auch in Augenblicken seiner dichterischen Vertiefung und Selbstversunkenheit muss der sächsische Künstler vor allem Deutscher bleiben. Natürlich droht diese völkische Nüchternheit zuweilen in Phantasiearmut überzugehen, und die Begabung wird leicht zu kleinbürgerlicher Verschlossenheit und Plattheit. Dies mag wohl die Ursache gewesen sein, dass mir bei der Beobachtung der Sachsen wiederholt Gottfried Kellers „Grüner Heinrich“ einfiel. Die erlebnisbedürftigen Künstler kehren oft in das Reich zurück oder suchen bei einer Leidenschaft Zuflucht. Die Nüchternheit ist gewiss nicht nur für den sächsischen Geist, sondern für jede Volksgruppe wichtig, die für ihr Dasein zu kämpfen hat; künstlerische Zielsetzungen aber gedeihen unter solchen Verhältnissen nur schwer. Dies konnte auch das Ungarum in Siebenbürgen erfahren, und auch die Gegensätze in unserer Minderheitenpolitik und unserer Literatur sind auf ähnliche Ursachen zurückzuführen.

„Sterne am Tage“ heisst ein Gedichtband *Folberths*, und diese Tagessterne leuchten über den ganzen Lebenskreis der Sachsen. Heute stehen sie ganz hoch am Himmel, und jeden Deutschen erreicht ein Strahl ihres männlichen Optimismus, ihres starken Lichtes. Von *Wittstock*, einem aufrichtigen Freunde der Ungarn, stammt die längere Novelle „Man ignoriert“, die für die 22 Jahre des Minderheitenlebens besonders kennzeichnend ist. Neben der Schilderung seiner Gefängniszeit stellt er hier die damalige Staatsmoral der Rumänen mit schonungsloser Kritik dar. „Das Lose und das Laxe“ fürchteten die sächsischen Schriftsteller zunächst und hielten es — wenn es nicht anders ging — ihrem Volke durch guten Humor fern. Ich selbst war einmal Zeuge einer Szene zwischen einem Szekler und einem Sachsen, die ich darum erzählen will, weil sie ein Beispiel dafür ist, was sich unzählige Male in Siebenbürgen abspielte.

Der sächsische Schriftsteller *Otto Folberth* kam in seinem funkelneuen grossen Auto in meinen am Berge gelegenen Meierhof. Nachmittag machte er sich in strömendem Regen auf den Heimweg und glitt mit seinem Wagen in den Strassengraben. Der Halbbauer meines Schwagers, den die ganze Gegend nur „den Szekler“ nannte, stand erwartungsvoll, die Hacke auf der Schulter, dabei. Ärgerlich rief ihm *Folberth* zu: „Bringen Sie doch sechs Ochsen her, damit wir den Wagen wieder herauskriegen!“

Der sächsische Schriftsteller war im Weltkrieg k. u. k. Offizier, sprach also gut ungarisch, so dass ihn der Szekler fragen konnte:

— Ist der Motor in Ordnung?

— Freilich, vor zwei Wochen kam ich mit ihm aus Stuttgart.

Nun kam der Szekler einige Schritte näher, und begann mit seiner Hacke im Kot herumzuwühlen. Folberth wurde zornig und rief:

— Hören Sie nicht, dass ich sechs Ochsen brauche? Das ist ein schwerer Wagen!

Gleichmütig wiederholte der Szekler seine frühere Frage:

— Wenn der Motor wirklich in Ordnung ist, dann sollten Sie mal aus dem Graben schön herauskommen!

Tatsächlich rollte der Wagen ohne jede Schwierigkeit auf die Strasse herauf.

— Sowas hab ich mein Lebtag nicht gesehen — polterte Folberth und gab dem Szekler 50 Lei Trinkgeld. Später fragte ich den Szekler, ob er wohl wisse, dass diesmal der Sachse vom Szekler gelernt hat. Ruhig antwortete dieser:

— Ich hab ihm halt den Weg gewiesen. Von den im Auto fahrenden Gästen meines Herren habe ich auf diese Weise schon recht viel Geld verdient, ob sie nun Ungarn waren oder Sachsen. Man muss nur diese kleine Furche ziehen und der Wagen fährt bereits.

Wie oft spielte sich in Siebenbürgen Ähnliches ab! Wie oft war jene kleine Furche blutig und wie oft musste der arme Szekler, der höchstens nur eine Hacke und einen Stock als Waffe besass, die übrigen Völker Siebenbürgens für geringes Trinkgeld aus der Schlappe ziehen.

Emmerich Nagy, der bedeutendste Maler Siebenbürgens und Emil Witting, der sächsische Schriftsteller sind gut befreundet und wandern zusammen über die Schneeberge. Diese Freundschaft ist symbolisch: in den niedersten Schichten des Volkes und auf den höchsten Gipfeln der Kunst gibt es keinen Gegensatz zwischen Ungarn und Sachsen. Vielleicht wird nun der gemeinsame Kampf auf Leben und Tod auch den Mittelstand beider Völker einander näher bringen.

UNGARISCHE BAUKUNST

VON EUGEN VON PADÁNYI-GULYÁS

Unter *Baukunst* verstand man früher nur monumentale Bauten. Auch die Architekten auf den Hochschulen für Bauwesen und auf den Universitäten wurden in dieser Richtung erzogen. Riesige Hallen, Kathedralen, Bibliotheken und andere öffentliche Gebäude bildeten die Entwurfsaufgaben und inzwischen erwachsen die Städte, deren Bild nicht allein diese monumentalen Bauten bestimmten, die die hervorragendsten Meister, oft wirklich meisterhaft schufen, sondern leider Hunderte und Tausende von Durchschnittsbauten, deren lieblose und mechanische Ausführung der Stadt ihr eigenartiges Gepräge gab. Auf diese Weise wurden sämtliche Großstädte Europas grau und charakterlos, auf diese Weise die Peripherien und Massensiedlungen abschreckend und verhasst.

Noch ungünstiger war das Bild, wenn man nicht nur die Städte, sondern den Landesdurchschnitt ins Auge fasste. Selbst die schönste landschaftliche Umgebung konnte das Gleichgewicht nicht herstellen, das der Mensch durch seine Durchschnittswerke verdarb. Man muss nicht einmal an die Fabrikstädte und an die Arbeiterviertel dieser aus dem Ende des vergangenen Jahrhunderts denken, um alldies einzusehen. Besonders die Kleinstädte sanken in jener Zeit, deren Baukunst von der hastigen Ausdehnung und zugleich von der Grundstücksspekulation und einem wohnraumbesetzenden habgierigen Geist geleitet wurde.

Die stolzen Monumentalbauten und die wenigen gelungenen Gebäude, die begabte Architekten nach Herzenslust schaffen konnten, verschwinden in einem Steinmeer von Geschmacklosigkeit. Verhältnismässig am besten erging es den Städten, die auf eine reiche architektonische Vergangenheit zurückblicken konnten, da ihr Gepräge kaum zu stören war. Man darf wohl sagen, dass unsere Städte in den letzten hundert Jahren von dem Kapital ihrer Baukunst in der Vergangenheit lebten. Neues wurde kaum geschaffen.

Noch ungünstiger ist die Lage der Baukunst in Ländern, die in der Vergangenheit für das Bauen wenig Musse und Ruhe fanden. Und wenn sich ihre Bevölkerung wegen besonderer geographischer und volklicher Gründe sich nicht massenhaft zu Städten im abendlän-

dischen Sinne zusammenschloss und das Schicksal ihr nicht vergönnte, die wenigen Baudenkmäler aufzubewahren, die sie in der Vergangenheit schuf, konnte ihre Architektur ganz falsch beurteilt werden.

Zu diesen Ländern gehört auch Ungarn, das kaum die Zeitspanne eines Menschenalters zur ruhigen Bauarbeit fand; was das Ungartum zu erbauen vermochte, zerstörte der Feind in Kriegen, die meist zum Schutz der friedlichen Entwicklung des Abendlandes geführt wurden. Allein auch sonst, seinem nationalen Charakter nach kann das Ungartum kein Stadtvolk im abendländischen Sinne genannt werden. Nie liebte es sich in Städte zusammenzuschliessen, wie dies bekanntlich am schönsten und kennzeichnendsten die westlichen Länder zeigen. Lebensform und Lebensumstände des Ungartums weichen von denen der meisten Nachbarvölker wesentlich ab.

So konnte es wohl kommen, dass die ältere Auffassung über Architektur, die nur für das Monumentale ein Auge hatte, selbst die Frage nach einer ungarischen Baukunst überhaupt streitig machte. Dies schien umso berechtigter zu sein, als die geschichtliche Forschung von einer ganzen Reihe der wertvollsten Baudenkmäler nachgewiesen hatte, dass sie von ausländischen, oder aus dem Ausland eingewanderten Meistern erbaut wurden. Dazu kam, dass der Feind gerade die Baudenkmäler jener Zeiten zerstörte, die Zeugen der Baulust unserer nationalen Könige gewesen wären. Vergebens baute *Matthias Corvinus*, der die Renaissance vielleicht als erster in Europa einbürgerte, und von dem wir wissen, dass seine Schlösser in Buda (Ofen) und Visegrád die Bewunderung der Zeitgenossen hervorriefen: die Belagerung der Türken, die Ungarn bald nach seinem Tode zu erleiden hatte, richtete beinahe alles zu Grunde. Nicht einmal die Trümmer seiner ergreifend schönen und umfassenden Bautätigkeit sind völlig erschlossen. Erst im vergangenen Jahr kamen Bruchstücke eines Marmorbrunnens zum Vorschein, deren hohe Kunst der Fachkundige sofort erkennt und noch tiefer bedauert, dass die ungarische Renaissance — die den tausendjährigen Überlieferungen des Ungartums getreu, sich gleichfalls harmonisch und *schöpferisch* den europäischen Geistesbewegungen eingliederte — nur durch so wenig Denkmäler vertreten ist.

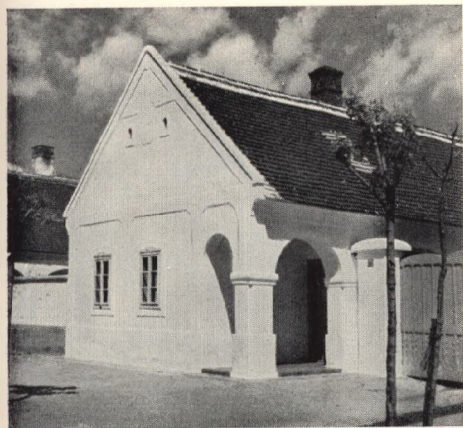
Und was in aller Welt hätte ein an das Monumentale, an die geschlossenen, städtischen Raumgestaltungen der Italiener oder des Deutschtums gewöhnter Gelehrter mit dem durchaus anderen, eigenartigen Stadtbild beginnen können, das z. B. eine der kennzeichnendsten ungarischen Städte in Siebenbürgen, Marosvásárhely zeigt. Leider wurde der schöne offene Platz von den Rumänen durch eine

pseudobyzantinische „Kathedrale“ bebaut. Man kann auch nicht staunen, wenn sich der westliche Reisende fremd fühlt auf den „sich ins Unendliche verlierenden“ Plätzen der ungarischen Städte, von denen ungewöhnlich greite Strassen in die umgebende Landschaft führen. Diese Betrachtung hat von ungarischem Blickpunkt aus noch den Mangel, dass sie die ungarische Baukunst dort sucht, wo diese weniger zu finden ist, und ihre wissenschaftliche und kunstgeschichtliche Anerkennung an Voraussetzungen knüpft, denen diese — aus entwicklungsgeschichtlichen Gründen und wegen ihrer besonderen Beschaffenheit — kaum zu entsprechen vermag. Da die ungarische Baukunst unter dem willkürlich angewandten Masstab blieb, hielt es diese Auffassung selbst bis auf unsere Tage nicht für nötig, die Geschichte der ungarischen Architektur einheitlich und vollständig darzustellen; daraus folgt auch, dass man der Schöpfungen der ungarischen Architektur in zusammenfassenden Werken über allgemeine Baukunst kaum gedenkt.

Völlig anders urteilt dagegen unsere Einstellung von heute. Sie fasst Dorf und Stadt in einem einheitlichen Bild zusammen, und nimmt sachgemäss zur Kenntnis, dass die kennzeichnenden Züge der ungarischen Baukunst infolge der besonderen Entwicklungsverhältnisse eher auf dem Lande als in der Stadt zu suchen sind. Wir leugnen es keineswegs und bedauern es tief, dass aus der Vergangenheit des ungarischen Städtebaus nur wenig kennzeichnende Denkmäler auf uns geblieben sind, doch darf nicht zugelassen werden, daraus nachteilige Schlüsse auf die Begabung des Ungartums in der Baukunst zu ziehen, da gleichzeitig nachgewiesen werden kann, dass die ländliche Baukunst kraftvoll und eigenständig ist und jedem Vergleich mit der gleichen Architektur anderer Völker standhält.

Übrigens stehen wir mit dieser Betrachtung keineswegs allein, sind doch die Forschungsergebnisse über die ländliche Baukunst Italiens allgemein bekannt, die zur Erkenntnis der Baulust des an geschichtlichen Denkmälern und an architektonischer Kultur beispiellos reichen Volkes noch weitere reizvolle und kennzeichnende Züge hinzufügen vermochten (vgl. besonders das Sammelwerk vom Prof. *Pagano*). Bekannt sind aber auch ähnliche deutsche, schwedische, finnische, holländische und besonders japanische Arbeiten und es versteht sich von selbst, dass die ungarischen Fachkreise sich mit besonderer Aufmerksamkeit der ungarischen Volksbaukunst zuwandten, deren Ergebnisse — aus den genannten Gründen — für sie von besonderem Wert sind.

UNGARISCHE BAUERNHAUSTYPEN



Fertőszentmiklós



Akali



Szakony



Kővágóőrs

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

WOHNHAUSTYPEN IN UNGARISCHEM BAUERNSTIL



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

Die Arbeit begann mit der Sammlung von Angaben, wobei festgestellt wurde, dass es den einzelnen Landschaften entsprechend ungefähr 5—6 untereinander leicht unterscheidbare, in den wesentlichen Zügen aber ähnliche Volksbauarten gibt. Von diesen sind bildliche Darstellungen der Volksbaukunst am Plattensee und am Neusiedlersee bereits erschienen, der Band über das Kumanenland steht druckfertig und auch die Forschungen über die Volksbaukunst anderer Landschaften sind bedeutend fortgeschritten.

Diese Volksbaukunst ist völlig anders, als z. B. die Architektur des benachbarten Deutschtums, das auf die Entwicklung der ungarischen Kultur von dauerndem, befruchtendem Einfluss war. Auffallend ist, dass während die Spuren deutschen Einflusses auf die Architektur der ungarischen Städte oft und leicht zu erkennen sind, die Baukunst der Dörfer sich in fast unberührter Eigenständigkeit entwickelte und sich grösstenteils auch heute noch so entwickelt. Einige Beispiele mögen dies beweisen.

Die ungarischen Architekten von heute sind der Ansicht, dass in einem gewissen Aufgabenkreis nur die Volksbaukunst als Grundlage der weiteren Entwicklung dienen kann. Ein bedeutender Teil der Aufgaben, die die Provinz stellt, darf, kann aber auch nicht — eine organische Entwicklung angenommen — anders richtig gelöst werden als unter Berücksichtigung des verschiedenen landschaftlichen Charakters. Dies gilt in erster Linie für das Dorfhaus selbst, ferner für Wirtschaftsgebäude, Kirchen, Gemeinde- und Volkshäuser, Vereins-, Gendarmerie-, Zollwächter-, Post-, Eisenbahngebäude u. a. m. Diese Aufgaben wurden in den letzten Jahrzehnten seelenlos, in landschaftsfremden Formen, ohne ungarische Eigenart gelöst, wodurch man nicht nur die ursprünglich anmutige Einheit und den Einklang der ungarischen Kleinstädte und Dörfer störte, nicht nur ihren Reiz durch Einmischung fremder Bestände trübte, sondern dem Volk auch in sachlichem Sinne nur üble Beispiele zeigte, da dieses ohne die „Zivilisation“ der Jahrhundertwende aus eigener Kraft und nach eigenem Geschmack viel besser baute.

Gegen diese, heute fast allgemeine, jedenfalls herrschende Auffassung erhebt sich manchmal die Besorgnis: werden die Architekten unter dem Einfluss der Volksbaukunst nicht einer gewissen Bauernromantik anheimfallen, werden sie aus den — oft unleugbar anziehenden und malerischen — Beständen der Volksbaukunst nicht zu viel übernehmen und verwenden? Wer sich vor dem Einfluss des eigenen Volkes fürchtet, möge in Erwägung ziehen, dass jeder Architekt stets, besonders aber während der Universitätsjahre die verschieden-

sten Einflüsse aufnimmt. Kunstgeschichte, Studium der Baukunst fremder Länder, ständige aufmerksame Verfolgung der Literatur des Auslandes über Baukunst üben eine ununterbrochene Wirkung aus und stets übernehmen die Architekten vieles, um es im eigenen Werke anzubringen. Dies ist natürlich. Wäre dem nicht so, und wäre dem nicht immer so gewesen, so könnten wir heute nicht von gemeineuropäischen Geistesrichtungen, Stilarten sprechen, die bei den verschiedenen Nationen wohl mannigfache Versonderungen, im wesentlichen aber dieselben Züge zeigen. Begabung und Fähigkeiten eines Architekten bestimmt stets das, was er aus Eigenem bietet. Es versteht sich von selbst, dass ihr grösster Teil Nachahmer von gutem Geschmack, kein genialer Neuerer ist. Allein aus den auf ihn zuströmenden Einflüssen den des eigenen Volkes auszuschliessen, wäre keineswegs begründet. Wir haben keinen Grund, die ungarische Architektur vor Einflüssen der eigenen Volksbaukunst mehr zu hüten, als von jenen, die aus aller Welt auf sie zuströmen.

Wie wird es nun aber um die nationale Eigenart der monumentalen Baukunst bestellt sein? — könnte man fragen. Unsere Antwort ist, dass das Ungartum nichts hören will von Experimenten, die zu Beginn des Jahrhunderts aus indischen und persischen Beständen am Zeichentisch einen sogenannten „nationalen Stil“ zusammenzuschweissen versuchten. Mögen sie noch so interessant und bedeutsam sein, von nationalem Blickpunkt aus sind sie doch nicht von besonderem Wert und Charakter, ja ihre Wirkung erwies sich sogar als ausgesprochen unvorteilhaft. Die monumentale Baukunst des Ungartums kann nur auf der Grundlage aufblühen, die die Architektur durch die radikale Erneuerung unserer Tage schuf. Auf dieser Grundlage haben ungarische Denkart, Geschmack und Harmoniegefühl die Aufgabe zu lösen und jeder ist damit im Reinen, dass diese Aufgabe auch kein anderer für sie lösen kann. Die ungarischen Architekten aber sind von dem Wunsch durchdrungen die Arbeit zu leisten, damit aus der zeitlosen, grossen Einheit der europäischen Stilentwicklung die ungarischen Versonderungen nicht fehlen.

Ermutigend wirkt bei der Hinwendung zur Volksbaukunst, dass auf diesem Wege auch andere Kunstzweige zu bedeutsamen Ergebnissen gelangten. Nicht die ungarischen Dichter erreichten Weltruhm, die nach französischen, italienischen oder deutschen Vorbildern schufen, sondern *Petőfi* und *Arany*, deren Dichtung im eigenen Volke wurzelte. Auch in der Musik wurden nicht die Nachahmer fremder Komponisten weltberühmt, sondern *Bartók* und *Kodály*, die aus der Überlieferung des Volksliedes eine reiche und moderne Kunstmusik

schufen. Dies ist auch natürlich. Der in ganz Europa aufflammende neue nationale Geist weiss die volkhafte verwurzelten Kulturen zu schätzen; das Ungartum blickt voll Vertrauen in die Zukunft, denn seine volklichen Wurzeln sind kräftig und fest. Es wird diese auch auf jedem Gebiet zu schätzen wissen; auch auf dem der Baukunst.

Welche sind nun die eigenartigen Züge, die die Baukunst des Ungartums von der anderer Völker unterscheiden? Bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung kann diese Frage noch nicht einwandfrei beantwortet werden. Nach der Ansicht des Architekten K. G. Tóth sind die kennzeichnenden Züge die folgenden:

1. Einfache, klare Grundrisse.
2. Einfache Massen ohne Auflösung der Hauptmassen.
3. Einfache Dachformen.
4. Kein Festhalten an der Symmetrie, doch Vorliebe für Gleichgewicht.
5. Starkes Herausfühlen der raumbegrenzenden Stellung der Wände (Vermeiden der Auflösung von Wandflächen durch Gliederung oder Färbung).
6. Suchen nach starken Schattenwirkungen (stark vorspringendes Vordach, einfach eingeschnittene Fenster, Hausflur).
7. Meiden von Verzierungen und Farben auf der Vorderseite.

Möglich, dass diese Züge sich teilweise aus dem angewandten Material und dem Gefüge des Baues ergeben, doch spricht auch dies dafür, dass die Baukunst des Ungartums stark sachlich und nüchtern ist.

Die bisherigen Ergebnisse beschränken sich auf einige Beispiele für die gute Lösung von Wohnhäusern und Sommerwohnungen. Mit der sonderbaren Auffassung, — die aus den Zeiten *Franz Josefs* stammt — dass auch der Ungar ein Alpenhaus zur Sommerwohnung braucht, ist es glücklicherweise zu Ende. Die neueren Landhäuser bringen in Bau und Einrichtung das der Landschaft angepasste volkhafte Gepräge kraftvoll zum Ausdruck.

Bei der Herstellung der Schäden, die die katastrophalen Überschwemmungen der verflorenen Jahre verursachten, galt es als Grundsatz der Regierung, die Neubauten nicht nach zentral bestimmten, *einheitlichen* Typen, sondern nach Entwürfen, die auf die Landschaft abgestimmt sind, auszuführen. So geschah es auch. Und konnte der Ungar das Übel, den Elementarschaden zu seinem Vorteil verwenden, so darf er hoffen, dass der Erfolg auch bei freiem Schaffen nicht ausbleiben wird.

EIN LUTHER-DENKMAL IN BUDAPEST

VON MATTHIAS VARSÁNYI

Als *Kaiser Wilhelm II.* Budapest besuchte, sprach er mit der grössten Anerkennung von der einzigartig schönen Lage der ungarischen Hauptstadt, bemerkte aber, er vermisse Standbilder, wo doch eine schöne Statue die grösste Zierde eines Parkes sei. Seitdem änderte sich die Lage wesentlich. Budapest wurde eine monumentreiche Stadt, ja es kam soweit, dass die Behörden manche Schwierigkeiten zu überwinden haben, wenn es gilt, einem neuen Denkmal entsprechenden Platz anzuweisen.

Die grosse Anzahl der Denkmäler erhält nun durch das Luther-Denkmal einen neuen Zuwachs: 25 Jahre dauerte es, bis der Plan verwirklicht werden konnte. Die evangelische Kirche Ungarns wollte das 400-jährige Jubiläum der Reformation mit der Errichtung eines Luther-Denkmal feiern. Leider legte die schwere Kriegszeit der Erfüllung des Wunsches unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Immerhin beschloss die grosse gesetzgebende Synode einstimmig: die alte Schuld müsse abgetragen werden, Budapest soll ein Luther-Denkmal erhalten.

Der Beschluss brachte die ganze evangelische Kirche in Bewegung. Die Worte wurden in Tat umgesetzt. Der März des Jahres 1938 sollte ganz in den Dienst der Luther-Propaganda gestellt werden. Man verkündete es von der Kanzel, in der Schule, in den Blättern, dass die Evangelischen Ungarns dem Reformator ein Standbild schuldig seien. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt: man verteilte Sammelbogen, Sammelbüchsen rasselten, an der Spitze der Wohlhabenden spendete der Vizebürgermeister von Budapest einen nennenswerten Betrag, aber auch die Armen warfen ihr Scherflein in den Opferstock. Ein Feuer der Begeisterung ergriff die Herzen und der Erfolg blieb nicht aus: in kurzer Zeit wurde die beträchtliche Summe von rund 100.000 P aufgebracht. An der Sammlung nahm auch die überwiegend katholische Stadtgemeinde Budapest, sowie das ungarische Kultus- und Unterrichtsministerium mit einer Beisteuer von 5000, bzw. 2000 P teil. Diese beiden Spenden haben erhöhten Wert, denn sie zeugen dafür, dass man in Ungarn nicht nur die reformatorische, sondern auch die gewaltige kulturelle Bedeutung Martin Luthers anerkennt.

ENTWÜRFE ZUM LUTHER-DENKMAL IN BUDAPEST



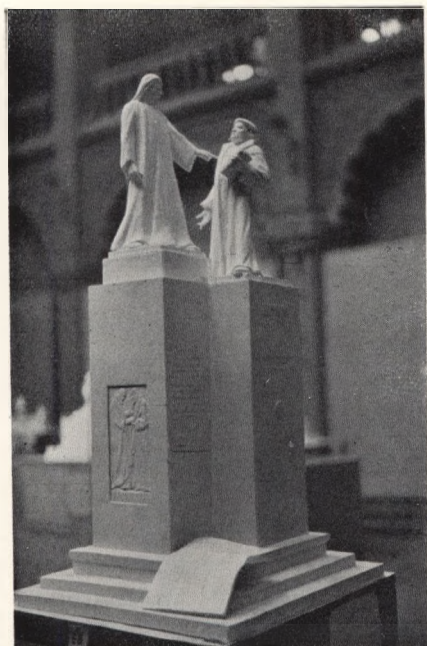
Alexius Lux



Eugen Abonyi-Grandtner

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Johann Pásztor



Zoltán Borbereki Kovács



Johann Horvai

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

Nachdem das Geld beisammen war, wurde ein Konkurs ausgeschrieben. Die besten Künstler Ungarns, 74 Bildhauer warben um den Auftrag. Sämtliche Künstler stellten Luther mit der Bibel in der Hand dar, wie er ja auch wohl kaum anders zu denken ist. Nur in Einzelheiten gab es Unterschiede. Der bekannte Bildhauer Johann *Horvai* beteiligte sich an dem Konkurs mit zwei Entwürfen. Er sah in Luther zunächst den trotzigem Glaubenskämpfer, der mit geballter Faust dasteht, bereit jeden Augenblick dreinzuschlagen: „und wenn die Welt voll Teufel wär . . .!“ Der andere Entwurf *Horvais* zeigt uns den wortgewaltigen Kanzelredner, der sich auf die Bibel stützend die Welt von der Wahrheit der Reformation überzeugen will. *Eduard Telcs* gibt dem Antlitz seines Luther einen ruhigen, tiefersten, fast betenden Ausdruck. Die Luther-Gestalt *Borberekis* hält die offene Bibel als flatternde Fahne über seinen Kopf, wie wir dies auf dem berühmten Gemälde *Kaulbachs* sehen; eine kühne, jedenfalls eigenwillige Auffassung. *Johann Pásztor* stellt Christus in den Mittelpunkt seines Entwurfes; bei ihm ist Luther nur eine Nebengestalt, der aus dem Mund des Heilands den Auftrag erhält, das Evangelium allen Völkern zu verkündigen. Ein Künstler stellte Luther sogar als den dreizehnten Apostel dar, den Jesus in alle Welt sendet, um zu predigen und zu taufen. *E. Grandtners* Luther macht auf uns den Eindruck, als hörten wir aus seinem Munde das berühmte, entschlossene Wort: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders . . .“

Das Interesse der Jury, an der sich auch der bekannte Luther-Forscher und Direktor des Luther-Museums in Wittenberg Lic. *Oskar Thlin* beteiligte, wandte sich von Anfang an dem Bildhauer *Alexius Lux* zu, vielleicht auch darum, weil dieser selbst evangelisch war; *Lux* wurde wiederholt aufgefordert sein Werk in dieser und jener Hinsicht zu ändern, und erhielt schliesslich den Auftrag zur Ausführung. Nun tauchten neue Hindernisse auf: der Krieg machte es unmöglich, entsprechendes Metall zu beschaffen; so entschloss sich *Lux* das Standbild aus ungarischem Kalkstein zu hauen, der dem Marmor gegenüber den Vorteil hat, dass ihm Schnee und Kälte nicht schaden können. Das Standbild ist nun fertig und soll vor der alten evangelischen Kirche auf dem *Deák-Platz* aufgestellt werden. Hier, zwischen schattigen Bäumen, auf die älteste evangelische Kirche der ungarischen Hauptstadt blickend, soll der Mann Gottes — wie ihn seine Zeitgenossen nannten — stehen, mit der Bibel in der Hand.

DIE DREIVÖLKERSTADT

VON ZOLTÁN CSUKA

Am linken Ufer der Donau gegenüber von Peterwardein erstreckt sich am Ende der Batschkaer Tiefebene *Újvidék* (Neusatz), jene Stadt, die noch kaum seit zwei Jahrhunderten besteht, und sich gleichsam im amerikanischen Tempo zu einer blühenden Großstadt mit 60.000 Einwohnern emporgeschwungen hat. Sie ist am besten von den Festungsmauern Peterwardeins oder von den Hügeln von Kamenica zu überblicken. Heute jedoch ist es schon schwer auf das rechte Ufer zu gelangen, da die Landesgrenze zwischen *Újvidék* (Neusatz) und Peterwardein läuft, zwischen Städten, die bereits in den letzten Jahren zusammengehörten, ebenso wie Buda (Ofen) und Pest. Zwei Brücken verbanden das Ufer von *Újvidék* (Neusatz) mit dem Peterwardeins. Die eine war eine in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gebaute Eisenbahnbrücke, die andere eine in den zwanziger Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts gebaute öffentliche Brücke. Heute befinden sich beide Brücken in Trümmern, da sie von den serbischen Truppen auf ihrem Rückzug gesprengt wurden.

Den besten Blick auf die Stadt erhält man von dem Kamenicaer Bergrücken aus, da sich von hier aus sowohl die Häuserreihen, als auch die Lage der Stadt am leichtesten überblicken lassen. Uns gegenüber erhebt sich die gigantische weisse Masse des im Stil der neuen Sachlichkeit erbauten behördlichen Palais, mit dem hohen, zugleich aber dennoch untersetzten Turme. Hinter diesem erblickt man die römisch-katholische Kirche, das Rathaus und rechts die Türme der serbischen griechisch-katholischen Domkirche. Gegenüber liegt das „Liman“ genannte moderne Stadtviertel, das noch vor zwei Jahrhunderten ein sumpfiger Boden war. Heute aber erstreckt sich hier die schönste Avenue der Stadt, die Nikolaus Horthy-Strasse mit dem mächtigen Gebäude-Komplex des behördlichen Palais, ferner das „Levente-Heim“, der Stolz aller Stadtbürger, in dem auch die Theatervorstellungen stattfinden, dann die grosse Menge von neuen Palais und Villen. Diesem Stadtteil schliesst sich die innere Stadt an, das alte *Újvidék* (Neusatz) des vorigen Jahrhunderts, rechts davon das im 18. Jahrhundert entstandene Stadtviertel der Donau-Gasse. Blickt man von hieraus nach links, so sieht man die zweite Sehenswürdigkeit der Stadt, den

2 Kilometer langen Strand, wo sich im Sommer fast die ganze Bevölkerung aufhält. Hinter dem Strande befindet sich der Bahnhof, dann links der grosse Sammelplatz der ungarischen Bürger, das sogenannte „Darányi“-Cottage, dessen Familienhäuser mit ihren roten Dachziegeln schon aus der Ferne hervorleuchten. Der ungarische Ackerbauminister, Ignaz von *Darányi* hat diese Siedlung schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geplant und später auch ins Leben gerufen. Noch stehen hier einige Pappeln mit der Jahreszahl des ungarischen Millenniums 1896. Seither hat sich diese Siedlung bedeutend entwickelt; während der jugoslawischen Herrschaft wurde auch eine katholische und protestantische Kirche errichtet. Im Jahre 1940 erlebte die Siedlung eine furchtbare Katastrophe: die aus ihrem Bette getretene Donau überschwemmte sie fast völlig.

Im Hintergrunde und auf der rechten Seite erstreckt sich die „Szalajka“, das von Serben bewohnte Stadtviertel. In der inneren Stadt wohnen Ungarn, Deutsche und Serben gemischt und während des letzten Jahrhunderts betrug die Zahl der ungarischen, deutschen und serbischen Bevölkerung etwa je ein Drittel.

Der am linken Ufer befindliche Stadtteil ist kaum zwei Jahrhunderte alt. Königin Maria Theresia erhob die rasch emporblühende militärische Siedlung nach der Vertreibung der Türken zur Stadt und gab ihr den Namen *Neo Planta*, *Újvidék*, der von den Deutschen auf *Neusatz*, den Serben auf *Novi-Sad* übersetzt wurde. Nach der Vertreibung der Türken siedelte sich auf dem verwüsteten Gebiet zuerst serbische und deutsche Bevölkerung an; fast gleichzeitig liessen sich auch Ungarn nieder.

Doch gab es auch eine Zeit, wo an Stelle der einstigen Stadt ausschliesslich rein ungarische Dorfgemeinden bestanden haben, die aber von den Türken völlig ausgerottet wurden, so dass ihre Stätten Jahrzehnte hindurch unbewohnt blieben. Nach der Landnahme der Ungarn entstanden hier rein ungarische Dorfgemeinden; einzelne Ortschaften haben ihren ursprünglichen Namen bis auf den heutigen Tag bewahrt. An Stelle von *Újvidék* (Neusatz) und dessen Umgebung erstreckten sich, nach dem Zeugnis der Urkunden, folgende Dörfer: *Zajol* (*Vásárosvárad*), an dessen Stelle sich später *Újvidék* (Neusatz) erhob, *Bivalyos*, *Piros*, *Mortályos*, bis zur Vertreibung der Türken lauter blühende ungarische Ortschaften. Im ungarischen Landesarchiv werden 1522 im Steuerregister der Gemeinde *Vásárosvárad* folgende reinungarische Namen verzeichnet: *Péter Kovács*, *János Rákóczi*, *Kelemen Varga*, *Péter Borbély*, *Imre Kozma*, *Imre Dobay*, *Gergely Mészáros*, *Márk Bala*: u. a. m.

Die Feste von Peterwardein, die seinerzeit zum Schutze der an Stelle von Újvidék (Neusatz) liegenden Dörfer und der Batschka von dem Zisterzienserorden in Bélakút zwischen 1247—57 erbaut wurde, bestand bereits, — wie glaubwürdig festgestellt wurde, — im Jahre 1351. Doch geriet diese gegen den Andrang der Tataren erhobene Feste bald in Verfall und wurde zur Zeit des Königs *Matthias* erneuert. *Matthias*, später auch *Wladislaw II.* hielten sich wiederholt in dieser Gegend auf. Zum ersten Male wurde das Gebiet durch den Bauernaufstand *Georg Dózsas* verwüstet. Bald darauf, 1525 geriet die Feste in türkische Hände, und damals zerstörte das Osmanenheer zum ersten Male das heutige Újvidék (Neusatz). 1526 folgte die katastrophale Niederlage bei Mohács, nach der die Türken die ganze Batschka verwüsteten und die Bevölkerung in die Gefangenschaft verschleppten. Die Abtei in Bélakút verschwand spurlos und die an Stelle der heutigen Stadt blühenden ungarischen Dörfer gingen gleichfalls zugrunde. Jahrzehnte, ja sogar Jahrhunderte hindurch herrschte auf diesem Gebiete furchtbarste Öde. Nach den Aufzeichnungen eines Diplomaten im 16. Jahrhundert, *Anton Verancsics*, der im Sommer 1553 mit einer diplomatischen Mission betraut auf der Donau nach Adrianopel reiste und eine Nacht in Peterwardein verbrachte, lag das bei Péterwardein befindliche Dorf Kamenica in Trümmern. In der am Batschkaer Ufer gelegenen Gegend erinnerte man sich nicht mehr an die Namen der einzelnen Dörfer, während am jenseitigen Ufer nur Spuren der Verwüstung zu finden waren.

Gleich dem einsickernden Wasser begannen im nächsten Jahrzehnt die slawischen Einwanderer vom Balkan das Gebiet zu besiedeln. Nach den türkischen Steuerregistern standen zwei Jahrzehnte später in Újvidék (Neusatz) zwanzig Häuser. Im Jahre 1590 weisen die Register bereits 105 Häuser auf. Die neuen Ansiedler waren Serben und Türken; ihre Anwesenheit kann aus den Registern nicht festgestellt werden, da sie keine Steuern zahlten.

Nach den Schrecken der Türkenherrschaft begann es endlich im Jahre 1687 in Wien zu dämmern: nach der Einnahme von Eszék wurde auch Peterwardein befreit. 1694 versuchte der Türke die Feste nochmals zu erobern, doch ohne Erfolg. In diesem Jahre wurden die Peterwardeiner Brückenschanzen erbaut, die Grundsteine des heutigen Újvidék (Neusatz). Nach dem Siege von Zenta wurde eine militärische Grenzstation errichtet; damals entstand der Kern der Stadt, der militärische Grenzposten der Peterwardeiner Schanze. Noch heute gibt es in der innern Stadt eine Schanz-Gasse, die an diese Zeit erinnert.

In der Schanze wohnten die Granitscharen von der Temeriner-Strasse bis zum griechisch-katholischen bischöflichen Palais, während die allmählich sich vermehrende bürgerliche Bevölkerung, die grösstentheils aus Handwerkern, Kaufleuten, Fischern und Lebensmittelhändlern bestand, und das Militär der Festung versorgte, vor allem das Viertel der Armenier-Gasse bewohnte.

In den nächsten Jahrzehnten erhöhte sich die Anzahl der aus dem Süden herbeiströmenden slawischen Kolonisten, besonders gegen das Jahr 1694, als sich unter der Führung des Patriarchen von Ipek, Arzen Csarnojevics 40.000 Familien in Ungarn niederliessen. Als Belgrad im Jahre 1738 wieder auf eine Zeit unter türkische Herrschaft kam, flüchteten sich viele deutsche und armenische Handwerker und Kaufleute nach Újvidék (Neusatz). Die ungarische Bevölkerung begann erst nach dem Jahre 1740 wieder zuzunehmen; einen Teil ergab der gebildete Mittelstand, während der Rest aus Arbeitern und Tagelöhnern bestand. Die Entstehung der ungarischen Kolonie in Újvidék (Neusatz) ist auf den Rückzug der Türken zurückzuführen; ein allmähliches Einströmen von der Theissgegend begann, das sich selbst nach dem Weltkriege fortsetzte, ja infolge der für das Ungartum nachteiligen Bodenreform sich noch verstärkte.

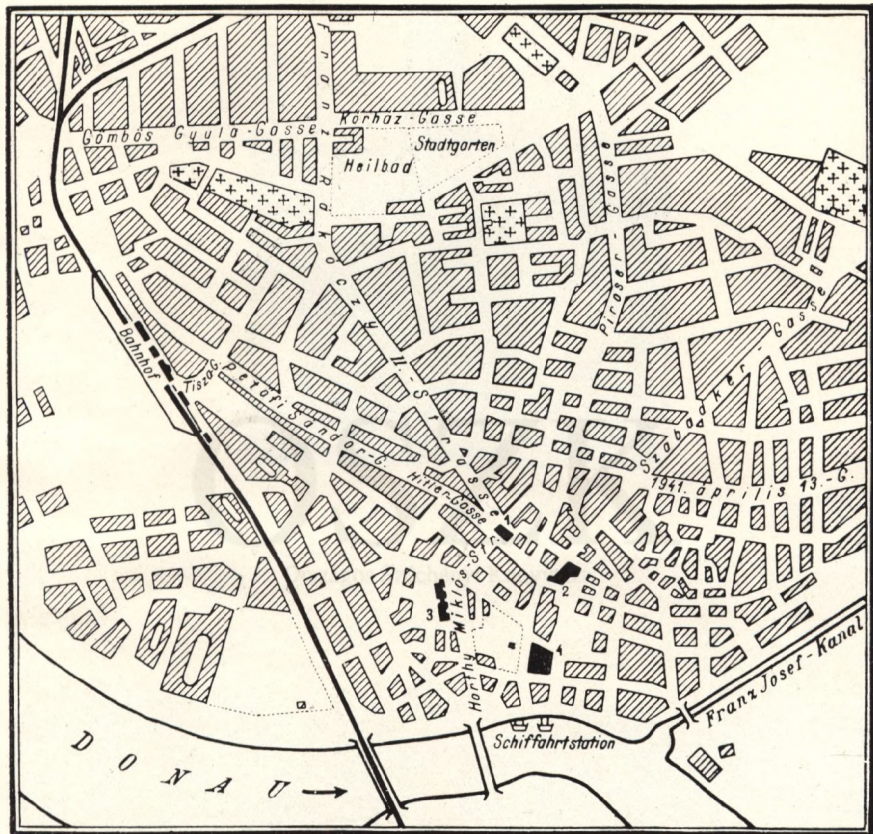
In den Friedensjahren verdichtete sich auch die bürgerliche Bevölkerung, und bereits im Jahre 1715 fand die erste Sitzung des neugebildeten Komitates statt; gleichzeitig löste sich auch die Organisation des militärischen Grenzschutzgebietes auf, die immer mehr Konflikte mit dem Komitate hatte. Schliesslich löste Königin *Maria Theresia* im Jahre 1746 das Batsch-Syrmische Militärgebiet auf und ein gemischter Ausschuss trat zur Verbürgerlichung der Peterwardeiner Schanze zusammen. Dies war der erste Schritt zum Ausbau der königlichen Freistadt Újvidék (Neusatz). 1748 unterzeichnete die Königin das Diplom, durch das die Stadt in der Batschka als erste den Titel und Charakter einer königlichen Freistadt erhielt. Das Diplom verlieh der Stadt auch das Wappen, das sie bis auf den heutigen Tag gebraucht: drei runde silberne Türme in blauem Felde, die in ihrer Mitte und an ihrem oberen Teil von einem Gesimse umgeben sind. Die Türme stehen eng aneinander gegliedert am Ufer der das grüne Feld durchquerenden Donau. Der mittlere Turm ist etwas höher und breiter als die anderen zwei, und über ihnen schwebt die Taube Noahs. Um den Rand ist folgende Aufschrift zu lesen: Siegel der königlichen Freistadt Újvidék (Neusatz).

Nun folgten lange Jahrzehnte des Friedens und der Eintracht. Es waren dies Jahre der „Pax Hungarica“, in denen die nationalen

Zwistigkeiten ruhten, die drei Völkern zugehörigen Bürger der Stadt in bestem Einvernehmen lebten und sich ausschliesslich dem Emporblühen ihrer gemeinsamen Heimat widmeten. Die Ratssitzungen der Stadt kennzeichnete ein würdiger Ernst. In der pravoslawischen Kirchengemeinde findet man noch heute ein Dokument, das den Beschluss der nichtserbischen Bewohner enthält, dass die Serben dieselben Freiheiten und Rechte geniessen, wie die katholischen Bürger. Der Stadtrichter wurde einem Übereinkommen gemäss abwechselnd aus den drei Volksgruppen gewählt, während die verschiedenen Oberbeamten in gleicher Verhältniszahl gewählt wurden. So verfloss ein ganzes Jahrhundert in friedlichem Zusammenwirken; nur die Revolution von 1848 und die Verbreitung des westlichen Nationalismus führten auch in Újvidék (Neusatz) zu Unruhen. Selbst nach dem Ausbruch des ungarischen Freiheitskrieges überreichte eine Abordnung aus Újvidék (Neusatz) den Ständen in Pozsony (Pressburg) die Versicherung, dass die serbische Nation „für den Wohlstand des Vaterlandes ihr Blut und Leben zu opfern jeden Moment bereit sei“, und die Erklärung, dass „die Serben einzig und allein für das ungarische Vaterland und für das Ungartum zu leben und zu sterben bereit seien“. Leider blieb man nicht bei diesem Beschluss, was vor allem zur Folge hatte, dass es in Újvidék (Neusatz) zu nationalen Auseinandersetzungen kam und dass die Stadt in den folgenden anderthalb Jahren schwer heimgesucht wurde. Wien spitzte die nationalen Gegensätze immer mehr zu, und eine Folge davon war, dass blutige Wirren ausbrachen, und als *Jellasics* die Stadt besetzte, die Besatzung Peterwardeins am 12. Juni 1849 Újvidék (Neusatz) zu bombardieren begann. Die in hundert Jahren wundervoll emporgeblühte Stadt wurde innerhalb einiger Stunden ein Opfer der Flammen. Nachdem *Jellasics* die Stadt zerstört hatte, hinterliess er eine Division und zog selbst mit seinen Truppen nach dem Franz Josephs-Kanal. Peterwardein und Komárom (Komorn) blieben bis zum letzten Tage in den Händen der ungarischen Honveds und kapitulierten erst am 7. September.

Nach dem fürchterlichen Bombardement lag nicht nur die seit hundert Jahren erbaute Stadt in Trümmern, sondern auch das gute Verhältnis, das zwischen den drei Völkern zugehörigen Bürgern geherrscht hatte, schwand. In den dem Freiheitskampf folgenden traurigen Jahren kam der grösste Teil des serbischen Volkes zur Einsicht, dass es zwecklos war, den von aussen her kommenden Aufreizungen Glauben zu schenken; es kam zwischen Serben und Ungarn wieder zu einer Annäherung, allein das alte gute Verhältnis zwischen den beiden Nationen war nicht mehr wiederherzustellen. Die Stadt

ÚJVIDEK (NEUSATZ)



- | | |
|--------------------------|-----------------------|
| 1. Rom.kath. Kirche | 3. Verwaltungsgebäude |
| 2. Griech.orient. Kirche | 4. Gerichtshof |

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Römisch-katholische Kirche



Ht. szd. KELLNER

Stadtbild von Peterwardein

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



Rathaus



Verwaltungshaus

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

nahm eine Anleihe von etwa anderthalb Millionen Gulden auf und war nach vier Jahren wieder aufgebaut. Ein neuer bedeutsamer Aufschwung setzte ein, dem die Entwicklung des heutigen Újvidék (Neusatz) zu verdanken ist.

Allmählich kehrte auch die Ruhe wieder; die Serben entfalteten in Kultur und Wirtschaft eine lebhaftige Tätigkeit, allein der Stachel der Vergangenheit war aus dem Zusammenleben der drei Völker nicht zu entfernen. Als im Jahre 1918 die Katastrophe kam, sprachen die Serben ihre Trennung von Ungarn aus und dem Ungartum fiel das schwere Los der Minderheiten zu.

Gleich nach der Organisation des Grenzgebietes an der Donau im Jahre 1702 wurde die katholische und pravoslavische Kirche in Újvidék (Neusatz) erbaut. Bereits seit dem 18. Jahrhundert war die Stadt Residenz der serbischen Bischöfe von Wien und Szeged, die im Leben der Stadt und ihrer serbischen Bevölkerung stets eine bedeutsame Rolle spielten. So errichtete zu Beginn des 19. Jahrhunderts der pravoslavische Bischof Gideon *Petrovics* das serbische Gymnasium, das auch in der ungarischen Zeit bestanden hat und auch heute noch unverändert besteht. Später, in den sechziger Jahren versetzte Bischof Platon *Atanakovics* die im Jahre 1826 gegründete serbische „Matica“ nach Újvidék (Neusatz). Der gegenwärtige Bischof der Pravoslavien, der bedeutende Gelehrte Irinej *Csirics*, der mehrere Sprachen spricht und auch der ungarischen vollkommen mächtig ist, nahm an den Friedensverhandlungen nach dem Kriege regen Anteil.

Die in der Stadt angesiedelten Katholiken hatten lange Zeit hindurch nur eine provisorische Kirche; ihre erste ständige Kirche wurde von dem Erzbischof von Kalocsa, Gabriel *Patachich* erst im Jahre 1743 eingeweiht. Diese brannte im Jahre 1849 ab und erhielt nach zwei Jahren ein neues Dach. Die Erbauung einer neuen und anspruchsvolleren Kirche wurde erst im Jahre 1891 vorgenommen, als die alte wieder Feuer fing und niederbrannte. Diese Kirche besteht noch heute auf dem Hauptplatz, dem sogenannten Freiheitsplatz. Die armenischen Katholiken erbauten im Jahre 1746 eine Kirche, die aber 1849 gleichfalls zerstört wurde. An Stelle dieser wurde 1872 die noch heute bestehende Kirche erbaut. Heute lebt jedoch kein einziger Armenier mehr in der Stadt, so dass die armenische Kirche von den römisch-katholischen Bürgern besucht wird. Auch eine russische Kirche gibt es in Újvidék (Neusatz). Die aus dem Komitat Zemplén stammenden Ruthenen liessen sich 1780 in der Stadt nieder und errichteten ihre Kirche im Jahre 1826. Die russische Kirche hat heute kaum mehr als 1—2 Mitglieder. Die Evangelischen wanderten seit 1802 in die

Stadt und sind vor allem Deutsche und Slowaken. Sie haben sich erst im Jahre 1885 eine Kirche gebaut. Heute gibt es in der Stadt zwei evangelische Kirchengemeinden, eine deutsche und eine slowakisch-ungarische. Die Einwanderung der Reformierten in die Stadt setzte im Jahre 1803 ein; ihre Kirche wurde 1807 erbaut. Die gegenwärtige reformierte Kirche wurde von Bischof Paul Török aus Budapest eingeweiht. Nach dem Kriege bauten die Reformierten in der Darányi-Siedlung eine Kirche im Szekler Stil.

Die Bevölkerung opferte stets viel für kulturelle Zwecke und gleich nach der Übernahme des königlichen Patentbriefes wurden mit dem Vorstand des ungarischen Piaristenordens und dem Provinzialen des Franziskanerordens zwecks Errichtung eines Gymnasiums Verhandlungen gepflogen. 1788 wurde unter der Leitung des Direktors Matthias Láng das nach Újvidék (Neusatz) versetzte Gymnasium von Szabadka (Theresienstadt) eröffnet. Im Jahre 1794 wurden infolge des unzureichenden Studienfonds die Direktionsstelle und zwei humanistische Lehrstühle eingestellt, auch der noch gebliebene Teil der Anstalt war nicht von langem Bestande, da die Stadt 1817 ihren jährlichen Beitrag von 400 Gulden entzog. Erst im Jahre 1872 entstand eine neue Bewegung zur Gründung eines Gymnasiums; 1873 wurde auf Veranlassung des Kultus- und Unterrichtsministers August Trefort das königlich katholische Obergymnasium eröffnet, das bis zum Ende des Weltkrieges tätig war. Der neue südslawische Staat stellte die Tätigkeit dieser Schule ein und genehmigte nur parallele ungarische Klassen, die aber auch bald aufgelöst wurden. Den Serben genehmigte der Herrscher im Jahre 1813 die Gründung eines Gymnasiums, das auch in der ungarischen Zeit ungestört tätig war. Kennzeichnend für die Grosszügigkeit der damaligen ungarischen Politik ist, dass bis 1840 im serbischen Gymnasium nicht einmal die ungarische Sprache unterrichtet wurde; erst in diesem Jahre wurde der Unterricht des Ungarischen in das Schulprogramm aufgenommen. 1849 wurde auch das Gebäude des serbischen Gymnasiums ein Opfer der Flammen; es konnte erst in den Jahren des Absolutismus wieder aufgebaut werden. Übrigens stellte der Absolutismus, der jede Autonomie missbilligte, auch das serbische Gymnasium für eine Zeit ein. Erst auf die wiederholte Intervention des Patriarchen *Rajacsics* wurde die Eröffnung von vier Klassen wieder bewilligt.

Anfangs wurden auch die Volksschulen von den Konfessionen gegründet. Zur Errichtung von Staatsschulen kam es erst später. In der ungarischen Zeit waren auch die serbischen Volksschulen ungestört tätig; überhaupt zeigt das Schulwesen bis zum Weltkrieg ständigen

Aufschwung. Einzigartig in ihrer Art war in den Jahren vor dem Freiheitskrieg die griechisch-hellenische Schule, die von griechischen Kaufleuten gegründet wurde. Sie wurde 1873 aufgelöst; ihr Andenken lebt heute noch in der Griechischen Schulgasse fort.

Eine bedeutende Entwicklung des Schulwesens begann nach dem politischen Ausgleich. 1878 eröffneten die sog. „Notre Dame“-Schulschwestern ihre Schulen und erweiterten diese bis zum Ende des Krieges. 1876 wurde die staatliche bürgerliche Mädchenschule eröffnet. Auch eine Realschule begann 1857 ihre Tätigkeit, doch war ihr Bestand nur von kurzer Dauer; sie wurde 1864 mit deutscher Unterrichtssprache wieder eröffnet, später aber, nach der Eröffnung des Gymnasiums von Minister Trefort aufgelöst, da sie nur wenig Schüler hatte. Auch eine Handelsschule war in der Stadt schon vor dem Weltkrieg tätig, doch wurde sie von den Serben eingestellt. In neuester Zeit bestanden zwei Obergymnasien für Knaben, ein Obergymnasium für Mädchen, eine Handelsakademie, ein Lehrerseminar, drei Bürgerschulen u. a. m., doch war der Unterricht der ungarischen Sprache in keiner dieser Schulen, nicht einmal in den Parallelklassen zulässig.

Die Presse war in der Stadt stets bedeutend und es ist kennzeichnend, dass während in den Friedensjahren die serbische Presse stärker hervortrat, nach dem Kriege die ungarische an Bedeutung zunahm. Vor dem Kriege gaben die Serben zwei Tageblätter heraus, in den Nachkriegsjahren dagegen erschien lange Zeit keine einzige Zeitung in serbischer Sprache. Erst in neuester Zeit erschien das Blatt „Dan“. Die Tageszeitung der Urgarn war während des Weltkrieges das „Újvidéki Hírlap“, vorher gab es nur Wochenblätter, in den Nachkriegsjahren wurde dann das Tageblatt „Délbácska“ gegründet. Dieses erhielt 1929, zur Zeit der Militärdiktatur, als selbst der Gebrauch ungarischer Ortsnamen verboten wurde, den Namen „Reggeli Ujság“; sie vertrat die Interessen des christlich-national gesinnten Ungartums und ist auch heute in dieser Richtung tätig. 1932 gründete Kornél Szenteleky die Zeitschrift „Kalangya“, das auch heute noch erscheinende literarische Organ des Ungartums in den südlichen Marken.

Unter den deutschen Blättern vor dem Kriege ist das im Jahre 1857 gegründete „Neusatzter Lokalblatt“ zu nennen, während nach dem Weltkriege das „Deutsche Volksblatt“ das Organ der deutschen Volksgruppe wurde. In Újvidék (Neusatz) rief die deutsche Volksgruppe den „Kulturbund“ ins Leben, der von Jahr zu Jahr eine immer reichere Tätigkeit entfaltete und das Gesamtdeutschtum Südslawiens zusammenfasste. Zu Beginn der dreissiger Jahre gründeten die Deutschen auch die literarische Zeitschrift „Volkswarte“.

Die Serben von Újvidék (Neusatz) hatten stets ein reges kulturelles Leben, und ihre bedeutendste Kulturinstitution, die bereits erwähnte „Matica Srpska“ konnte ihre Tätigkeit auch in der ungarischen Zeit frei entfalten. Sie gründete in den dreissiger Jahren auch ein Museum, bisher das einzige in Újvidék (Neusatz). Die Ungarn leiteten vor zwei Jahren eine Aktion zur Gründung eines Museums ein. Das serbische Schrifttum entstand eigentlich auf ungarischem Boden, in der „Matica“, und verbreitete sich von hier aus auf Altserbien. Mit besonderem Eifer widmeten sich die Serben von Újvidék (Neusatz) der Pflege ihrer Bühnenkunst; für die Bürger der Stadt liess die reiche Familie *Dun-gyerszky* ein Stadttheater bauen, das aber noch gegen Ende der zwanziger Jahre ein Opfer der Flammen wurde. Seitdem besitzt die Stadt kein ständiges Theater.

Das kulturelle Leben der Ungarn spielte sich vor allem im Rahmen gesellschaftlicher Vereinigungen ab; besondere Kulturvereine gab es vor dem Kriege nicht. Das noch heute bestehende Ungarische Casino entstand im Jahre 1875 als „Geselliger Verein“. Eine schöne Tätigkeit entfaltete der Bürgerliche Ungarische Gesangsverein, der sich 1935 sogar ein besonderes Heim bauen liess. Zu erwähnen ist auch der Katholische Verein der inneren Stadt, der sich vor zwei Jahren ein zeitgemässes Heim schuf, ferner der Katholische Verein der Aussenstadt sowie der Leseverein der Reformierten. Ausser den ungarischen Vereinen gibt es zahlreiche ähnliche deutsche und serbische gesellschaftliche Vereinigungen, die in gleicher Richtung tätig sind; besonders hervorzuheben sind die Gesangsvereine, die stets in friedlichster Weise zusammenwirkten.

Die bedeutendste kulturelle Institution der Stadt ist der „Ungarische Kulturbund“ in den südlichen Marken, der kurz vor dem Zusammenbruch Südslawiens, im Dezember 1940 unter dem Vorsitz Julius *Krámers* gegründet wurde. Sein eigentliches Ziel war die Zusammenfassung der ungarischen Minderheit von Südslawien auf kulturellem und wirtschaftlichem Gebiete und die Errichtung einer bishin fehlenden Minderheitenzentrale. Kennzeichnend ist, dass diese gleich nach ihrer Errichtung 200.000 Mitglieder zählte. Sie setzt ihre Tätigkeit auch nach der Heimkehr der Batschka mit grösstem Eifer fort. In ihren Sektionen für Wirtschaft, Volksaufklärung, Musik, Schrifttum, und bildende Künste herrscht reges Leben; überhaupt trachtet der Verband alles zu ersetzen, woran es dem Ungartum in kultureller Hinsicht während der mehr als zwei Jahrzehnte dauernden jugoslawischen Herrschaft fehlte. Der Verband übernahm auch die Zeitschrift „Kalangya“, die

gegenwärtig von dem Stadtbibliothekar in Zombor, Johann Herzog herausgegeben wird.

Stets war Újvidék (Neusatz) eine bedeutende Handels- und Industriestadt, die sich in dieser Richtung immer mehr entwickelte. Allerdings sind die Bürger noch heute grösstenteils Ackerbauer, doch entwickelte sich nach dem Kriege eine rege Fabriksindustrie und lebhafter Handel, da die Stadt die Hauptstadt des die Batschka, das Banat, Syrmien und den nördlichen Teil Altserbiens umfassenden Donaubanats war. Die Handelszunft von Újvidék (Neusatz) wurde im Jahre 1765 anerkannt, die Zunftmeister wechselten jährlich nach Volkszugehörigkeit. Es gab auch ausschliesslich ungarische, serbische und deutsche Zünfte; rein ungarisch war die der Schneider. Sie führten ihre Bücher in ihrer Muttersprache. An die Stelle der Zünfte traten dann in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts die industriellen und kaufmännischen Vereinigungen. Der aufblühende Kapitalismus und wirtschaftliche Liberalismus gab der Industrialisierung und dem Handel der Stadt immer mehr ein eigenes Gepräge. Heute sind in Újvidék (Neusatz) mehr als 70 Fabriken tätig, von denen wir nur die bedeutendsten erwähnen: die Teigwaren-, Seifen-, Konserven-, Porzellan-, Drahtgitter-, Autokarosserie-Fabrik u. a. m. In gleichem Masse entwickelte sich der Handel, und die seit 1883 in Betrieb befindliche Eisenbahnstrecke Budapest—Zimony brachte in die auch sonst emporblühende Stadt immer mehr Leben. In den Nachkriegsjahren erweiterte sich das Eisenbahnnetz mit dem immer dichteren Autobusnetz, das den Verkehr der Stadt beträchtlich erhöhte. Vor dem Weltkriege war Újvidék (Neusatz) der Sammelplatz der südländischen Frühgemüse, die von hier aus im Frühjahr nach Budapest geliefert wurden.

Die jugoslawische Herrschaft stellte die Stadt in dieser Hinsicht zurück, doch behauptet sie heute ihren früheren Platz wieder.

Die gegenwärtige Lage der heimgekehrten Stadt, besonders aber der Kriegszustand stellt die Bevölkerung, die bereits in den letzten zwei Jahrzehnten harte Prüfungen zu bestehen hatte, wieder vor neue und schwierige Probleme. Dennoch folgt gewiss ein neuer Aufschwung, wenn die Bürger die Anfangsjahre in der Entwicklung der Stadt, jene hundert Jahre, in denen gegenseitiges Verständnis und Einvernehmen Wohlstand und Blüte verbürgten, ins Auge fassen. Ungarn, Deutsche und Serben leben heute wieder aufeinander angewiesen in der prächtigen Stadt an der Donau.

SIEBEN KREUZER

VON SIGMUND MÓRICZ

Die Götter haben es gut angeordnet, dass auch ein armer Mann lachen kann. In den Lehmkatzen hört man nicht nur Weinen und Wehklagen, sondern auch Lachausbrüche, die aus dem Herzen kommen. Ja selbst das ist wahr, dass der arme Mann sich oft belacht, wenn er mehr Grund zum Weinen hätte. Ich kenne diese Welt sehr gut. Jene Generation der Soós, aus der mein Vater stammt, hat auch den schwersten Zustand des Elends durchgemacht. Zu jener Zeit war mein Vater Tagelöhner in einer Maschinenwerkstatt. Auch er brüstet sich nicht mit jener Zeit, auch kein anderer. Und die Sache ist doch wahr. Und auch das ist wahr, dass ich niemals mehr in meinem zukünftigen Leben so viel lachen werde, wie in den paar Jahren meiner Kindheit. Wie könnte ich nur lachen, da ich meine rotwangige, fröhliche Mutter nicht mehr habe, die so süß lachen konnte, dass ihr schliesslich die Tränen aus den Augen rieselten, und sie ein solcher Husten überfiel, dass dieser sie beinahe erwürgte. Und selbst sie lachte noch nie so laut, wie damals, als wir einen Nachmittag damit verbrachten, dass wir beide zusammen sieben Kreuzer suchten. Wir suchten und wir fanden auch etliche. Drei in der Schublade der Nähmaschine, einem im Speisekasten . . . die anderen kamen schon schwerer zum Vorschein. Die drei ersten Kreuzer fand meine Mutter selbst. Sie glaubte, in dieser Schublade noch mehrere zu finden, denn sie pflegte für Geld zu nähen, und was man ihr zahlte, steckte sie immer hinein. Für mich war die Nähmaschinenschublade eine unerschöpfliche Schatzgrube, in die man nur hineinzugreifen brauchte, und sofort stand ein Tischleindeckdich da. Ich gaffte auch grossmächtig, als meine Mutter daraus Nadeln und Fingerhut, Bandreste, Schnüre, Knöpfe und was noch alles zerkrante, und auf einmal ganz verdutzt sagte:

— Sie haben sich verkrochen.

— Wer das?

— Die Gelderchen — sagte Mutter in ein lautes Gelächter ausbrechend. Sie zog die Lade heraus.

— Komm, Söhnchen, wir suchen justament diese Bosnickel! Die verflixten Kreuzer, die spitzbübischen Schelme!

Sie hockte sich auf auf den Boden und setzte die Schublade derart nieder, als ob sie gefürchtet hätte, die Münzen flögen heraus, — und sie stürzte sie gerade so um, auf einmal, wie wenn man mit dem Hute Schmetterlinge fängt. Es war unmöglich darüber nicht zu lachen.

— Hier sind sie, drinnen sind sie, — meckerte sie, und beeilte sich nicht mit dem Aufheben; wenn nur ein einziger vorhanden ist, so muss er hier sein.

Ich kauerte mich auf den Boden und lauerte, ob nicht irgendwo ein glänzendes Geldstückchen herauskriecht. Aber gar nichts bewegte sich dort. Eigentlich glaubten wir selbst nicht recht sehr, dass es in der Lade etwas geben könnte.

Wir schauten uns gegenseitig an und lachten über diesen Spass.

— Pst! — erschreckte mich Mütterchen — leise, leise, sonst gehen sie uns durch. Du weisst noch nicht, war für ein flinkes Tier ein Kreuzer ist. Er läuft sehr schnell, er rollt nur so. Und wie er dazu noch rollt!

Wir zerschütteten uns fast vor Lachen. Wir hatten eben schon allzu oft erfahren, dass der Kreuzer sehr leicht dahinrollt. Als wir zu uns kamen, streckte ich wieder meine Hand aus, um die Schublade umzustülpen.

— O weh! — schrie mich die Mutter wieder an, und ich erschrack, riss meinen Finger so zurück, als ob ich den Sparherd berührt hätte.

— Gib acht, du kleiner Verschwender! Wie schnell möchte er ihnen schon den Laufpass geben! Solange gehören sie uns, solange sie unter der Schublade sind. Lassen wir den Kreuzer noch ein Weilchen dort bleiben. Denn siehst du, ich will waschen, dazu brauche ich Seife; für Seife brauch' ich wenigstens sieben Kreuzer; für weniger bekommt man keine; ich habe schon drei, wir brauchen noch vier; die sind hier, in diesem kleinen Häuschen, — sie wohnen hier, aber sie haben es nicht gern, wenn man sie stört, — denn wenn sie sich erzürnen, machen sie sich fort — auf Nimmerwiedersehen. Also gib acht, denn das Geld ist sehr heikel und empfindlich, man muss es glimpflich behandeln. Mit Anstand. Es nimmt leicht übel, grollt wie die herrschaftlichen Fräuleins... Hörst du, weisst du kein Lockverschen, — damit könnte man sie vielleicht aus ihrem Schneckengehäuse hervorlocken. O, wie viel wir während dieses Geplappers lachten, das weiss ich nicht mehr. Aber der Schneckenlockvers war sehr spassig:

*Onkel Geld, komm heraus!
Draussen brennt schon dein Haus!*

Damit stülpte ich das Haus um. Darunter war tausenderlei Kram, aber Geld war keines dabei. Die Mutter wühlte und stöberte mit sauer emporgezogenen Lippen vergeblich darin herum.

— Wie Schade, — sagte sie, dass wir keinen Tisch haben. Hätten wir die Lade auf ihn ausgestürzt, so wäre die Ehrerbietung grösser gewesen, dann wär' was darunter gewesen.

Ich kratzte und scharfte den Plunder zusammen und legte ihn in die Schublade. Mutter dachte unterdessen nach. Sie zerbrach sich darüber den Kopf, ob sie nicht welches Geld irgendwohin verlegt hatte, — doch sie wusste nichts mehr davon. Mir aber fuhr etwas durch den Sinn.

— Liebe Mutter, ich weiss einen Ort, wo Kreuzer sind.

— Wo, mein Kind? Suchen wir sie, ehe sie zerschmelzen wie der Schnee.

— Im gläsernen Schrank, in dessen Schublade, da waren welche.

— O, du unglückseliges Kind, wie gut, dass du das nicht früher sagtest, jetzt wären auch die nicht mehr!

Wir erhoben uns und gingen zum Glaskasten, der schon seit lange kein Glas mehr hatte; doch in seiner Lade befand sich der Kreuzer dort, wo ich ihn wusste. Seit drei Tagen hatte ich vor, ihn zu schnipfen, hatte aber dazu nicht den Mut aufgebracht. Und ich hätte mir dafür Zucker gekauft, hätte auch dieses gewagt.

— Nun, wir haben schon vier Kreuzer. Sei doch nicht mehr traurig, mein Söhnchen, — die grössere Hälfte der Münzen haben wir schon. Wir benötigen nur noch drei! Und wenn wir diesen einen eine Stunde gesucht haben, so finden wir auch noch die anderen drei... bis zur Jause. Auch dann kann ich noch etwas bis zum Abend waschen. Komm, mach's geschwind, vielleicht wird auch in den anderen Schubladen je ein Kreuzer stecken.

Nun ja, wenn in jeder einer gewesen wäre, da hätten wir viele gehabt. Denn der alte Schrank hatte in seinen jüngeren Jahren an einem Orte gedient, wo es vieles zu verbergen einzustecken war. Bei uns aber hatte der Ärmste nicht viel Lasten zu schleppen, denn er war ja nicht für nichts und wieder nichts so bresthaft, wurmstichig und zahnlückig.

Meine Mutter hielt jeder neuen Schublade eine Predigt.

— Das ist eine reiche Schublade gewesen. Die da hatte ewig nichts gehabt. Die da lebte immer auf Pump. Nun, du schlimme, fallsüchtige Bettlerin du, hast auch du gar keinen Kreuzer? O, die hier wird auch keinen besitzen, denn die hütet unsere Armut. Nun, und du sollst nie einen haben, wenn du mir nicht einmal jetzt einen gibst! Die hat das meiste, — schrie sie laut auflachend, als sie die unterste Schublade herauszerterte, die kein bischen Boden mehr hatte. Sie hängte sie mir um den Hals, dann setzten wir uns vor Lachen auf den Boden.

— Wart nur, — sagte sie plötzlich, — gleich werden wir Geld haben. Im Anzug deines Vaters werde ich welches finden.

In die Wand waren Nägel eingeschlagen, auf denen die Kleider baumelten. Und welches Gotteswunder, wie die Mutter in den ersten Schub-sack griff, geriet ihr sofort ein Kreuzer in die Hand.

Kaum wollte sie ihren Augen glauben.

— Wir haben — schrie sie — hier ist er! Wieviele sind es schon? Wir sind nicht einmal imstande, sie abzuzählen. Eins-zwei-drei-vier-fünf! Fünf! Wir brauchen nur noch zwei! Was sind die zwei Kreuzer? Nichts! Wo be-reits fünf sind, werden sich auch noch zwei finden.

Sie durchstöberte sämtliche Taschen eifrig und emsig, doch leider, vergebens. Sie fand keinen einzigen. Selbst der beste Spass lockte von nirgendsmehr zwei Kreuzer hervor. Schon brannten grosse rote Rosen auf Mutters Gesicht, von der Aufregung und von der Anstrengung. Sie durfte nicht arbeiten, denn sie wurde sofort krank davon. Freilich war dies eine

ausnahmsweise unternommene Arbeit, die Geldsuche* kann man niemandem verbieten. Auch die Jausenszeit kam heran und verging auch. Gleich wird es Abend sein. Mein Vater braucht für Morgen ein Hemd, und man kann nicht waschen. Das blosse Brunnenwasser bringt den Ölschmutz nicht heraus. Da schlug sich Mutter auf die Stirne.

— Oh, Oh! Ich, ich Esel! Meine eigenen Taschen schau' ich eben nicht an! Wenn sie mir schon einfallen, schau ich sie justament an!

Und sie schaute sie an und, bitte, auch dort fand sie einen Kreuzer. Den sechsten. Ein wahres Fieber ergriff uns. Wir brauchten nur noch einen einzigen.

— Zeig' mir auch deine Schubsäcke! Wenn einer auch in ihnen steckte? Meine Schubsäcke! Na, die konnte ich zeigen! In diesen war gar nichts.

Die Abenddämmerung brach heran, und wir standen mit unseren unvollzähligen sechs Kreuzern da, als ob wir nicht einmal einen einzigen gehabt hätten. Beim Juden hatten wir keinen Kredit, die Nachbarn waren ebenso arm, wie wir, und wir werden doch um einen Kreuzer nicht betteln! Es blieb uns nichts anderes übrig, als aus reinem Herzen unser Elend zu belachen. Da stellte sich ein Bettler ein. Mit singender Stimme leierte er sein weinerliches Geflehe herab. Meine Mutter wurde beinahe duselig, so laut lachte sie ihn an.

— Hört auf, guter Mann — sagte sie — heute gehe ich den ganzen Nachmittag müssig, weil ich einen Kreuzer brauche, der mir zum Preise von einem halben Pfund Seife fehlt.

Der Bettler, ein alter Mann mit sanftem Gesicht, starrte sie erstaunt an.

— Einen Kreuzer?

— Nun ja!

— Ich gebe einen.

— Nun, das brauchten wir noch, von einem Bettler ein Almosen!

— Lass es gut sein, Tochter, mir fehlt er nicht. Mir fehlt nur noch eines: eine Schaufel Erde. Damit wird alles gut sein.

Er drückte mir den Kreuzer in die Hand und humpelte mit grossen Danksagungen davon.

Nun, Gott sei Dank — sagte meine Mutter — also lauf'!

Da blieb sie einen Augenblick stehen, dann brach sie in ein brausendes Gelächter aus.

— Zur rechten Zeit ist das Geld beisammen; heute kann ich doch nicht mehr waschen! Es ist finster, und ich habe auch kein Lampenöl mehr.

Sie bekam vor Lachen einen Erstickungsanfall. Es war ein qualvoller, mörderischer Erstickungsanfall, und als ich mich zu ihr stellte, um sie zu stützen, wie sie sich mit ihrem, in ihre beiden Hände gehüllten Gesicht hin und her wand, floss etwas Warmes über meine Hand. Es war Blut, ihr teures Blut. Das Blut meiner Mutter, die so laut lachen konnte, wie es auch unter den Armen nur sehr wenige tun können.

* Der Ungar verdient das Geld nicht, sondern sucht es. Móricz macht hier ein unübersetzbares Wortspiel.

RUNDSCHAU

Die Gründung der Ungarischen Gruppe der Internationalen Rechtskammer.

Unter Teilnahme von zwölf europäischen Staaten sowie Japans wurde im vergangenen Jahre die Internationale Rechtskammer gebildet. Zweck dieser ist, die gegenseitige Fühlungnahme der Rechtswahrer der teilnehmenden Staaten, Kenntnis und Schätzung ihrer Rechtssysteme zu fördern, sowie Methoden und Möglichkeiten zu suchen, die geeignet sind die sich ergebenden Schwierigkeiten und etwaigen Reibungsflächen zwischen den Rechtssystemen zu beseitigen. Der im vorigen Jahre gebildeten Rechtskammer, die Reichsminister Hans Frank zu ihrem Präsidenten wählte, trat auch Ungarn bei, und zwecks Bildung der ungarischen Gruppe versammelte sich am 20. April 1942 im Vortragssaale der Budapester Anwaltskammer ein stattliches Juristenpublikum. Die Erschienenen ersuchten Staatssekretär Dr. Joseph Stolpa, die Präsidentenwürde zu übernehmen, der nach Begrüssung der erschienenen Gäste sowie der Vertreter der deutschen und italienischen Gesandtschaft den Zweck der Zusammenkunft kurz bekanntgab; sodann forderte er Oberregierungsrat Dr. Arpad Bogsch, Rechtsanwalt in Budapest, der sich an den Vorbereitungsarbeiten der Internationalen Rechtskammer persönlich, auch als Mitbegründer beteiligte, auf, die Erschienenen über Vorgeschichte, Umstände und Ziele der Gründung zu unterrichten.

Oberregierungsrat Rechtsanwalt Arpad Bogsch schilderte hierauf kurz die Vorgeschichte der Gründung der In-

ternationalen Rechtskammer. Er wies darauf hin, dass bereits im Jahre 1937 gewisse Besprechungen bezüglich der Gründung stattfanden. Diese erfolgten damals jedoch nur zwischen den dänischen und den deutschen Juristen. Gelegentlich des Ersten Grossdeutschen Rechtswahrertages im Jahre 1939, auf dem sich die ungarische Juristenschaft durch eine Delegation von mehr als zehn Mitgliedern vertreten liess, brachte dann der Präsident des dänischen Juristenvereins, der gegenwärtige dänische Justizminister *Jacobsen*, in der in der Aula der Leipziger Universität gehaltenen Festsitzung den Gedanken bereits vor die Öffentlichkeit. Zur gestellten Frage ergriff bei dieser Gelegenheit von ungarischer Seite Oberregierungsrat Rechtsanwalt Dr. Arpad Bogsch das Wort, und begrüßte den Gedanken der Gründung lebhaft. Gleichzeitig wurde ein engerer Ausschuss gebildet, der berufen war, die Vorbereitungsarbeiten durchzuführen. Der Plan war, die Internationale Rechtskammer im Herbst 1939 zu gründen. Der Krieg kam jedoch dazwischen und schob die Gründung auf. Umso bezeichnender ist für die dynamische Kraft der deutschen Juristenschaft, dass die neue internationale Juristenvereinigung — ungeachtet des Krieges — im April 1941 in Berlin unter dem Namen „Internationale Rechtskammer“ dennoch zustandekam. Die Internationale Rechtskammer ist eine aus freiem, auf rein idealer Grundlage beruhendem Entschluss ins Leben gerufene Vereinigung der an ihr teilnehmenden zwölf europäischen Staaten und Japans, in der jede teilneh-

mende Nation, ohne Rücksicht auf ihre Grösse, völlige Gleichberechtigung geniesst, was auch in der Zusammensetzung der Leitung zum Ausdruck kommt; in dem neben dem Präsidium gebildeten sogen. Grossen Senat sind nämlich sämtliche Nationen mit je einem Mitglied vertreten, die sich an der Errichtung der Kammer beteiligten. Der Gedanke liegt fern, etwa das deutsche Recht den übrigen europäischen Nationen aufzwingen zu wollen; der Zweck ist im Gegenteil, dass die am gemeinsamen Gedankenaustausch, an der gemeinsamen Arbeit teilnehmenden Juristen einander ihre Erfahrungen und ihre Gedanken mitteilen und auf diese Weise befruchtend aufeinander wirken. In dieser Arbeit harret der ungarischen Juristen eine sehr schöne Aufgabe, da wir mit Stolz behaupten dürfen, dass ungarische Rechtswissenschaft, ungarische Rechtsprechung, die Tätigkeit der praktischen Juristen Ungarns, namentlich in den letzten hundert Jahren einen Aufschwung nahmen, dass wir nicht nur empfangen, sondern auch geben können; daher wird die ungarische Juristenschaft an dieser internationalen Arbeit durch ihre juristischen Qualitäten gewiss einen beträchtlichen Anteil haben. Es versteht sich von selbst, dass Reichsminister Dr. Hans Frank in seinem Präsidentenprogramm ausdrücklich betonte, dass er Nationalsozialist sei und seinerseits natürlich auch in der neuen Juristenvereinigung der Wortführer nationalsozialistischer Ideen bleiben werde, ohne diese jemandem aufzwingen zu wollen. Als Wesentliches stellte er jene Werte in den Vordergrund, deren dauernde Sicherung das Ziel der deutschen Juristen ist. Es sind dies Rasse, Boden, Arbeit, Vaterland und Ehre. Wir brauchen wohl nicht zu betonen, dass uns ungarischen Juristen diese Werte gleichfalls Werte, gleichfalls ein Ideal

bedeuten, für das wir kämpfen und arbeiten wollen. *Und wir dürfen behaupten, dass — insbesondere, was die Schätzung des Vaterlandes und die Steigerung des Nationalgefühls betrifft — seit dem Beginn der Regierung Seiner Durchlaucht des Herrn Reichsverwesers das Ungartum sich als erstes unter den europäischen Völkern selbst gefunden und sein starkes Nationalgefühl zum Ausdruck gebracht hat*, zu einer Zeit, als der Nationalsozialismus im deutschen Reich nur noch wenig Anhänger hatte. Ebenso dürfen wir behaupten, dass sich die Erkenntnis immer mehr Bahn bricht und in Institutionen gesichert wird, dass der Boden keine einfache Ware ist, sondern ein heiliger Besitz der Nation, der geschützt werden und sich in Händen befinden muss, die hierzu berufen und geeignet sind. Wir dürfen auch mit Stolz darauf hinweisen, dass im Interesse der Wertschätzung der Arbeit, des Schutzes des Arbeiters in den Jahren nach dem Zusammenbruch des Bolschewismus manche bedeutsame Schritte getan wurden jenen Zielen entgegen, die uns nicht nur mit dem Deutschen Reich und Italien verbinden, sondern auch mit den anderen, dem Neuen Europa zustrebenden Nationen. Das nächste Ziel ist, jedem Einzelnen innerhalb der Nation ein anständiges Auskommen, die Lebensmöglichkeit zu sichern. Auch auf dem Gebiete des Schutzes der Ehre können wir neuere Gesetze aufweisen, die gegenüber der Zeit vor 1920 einen wesentlichen Fortschritt bedeuten; ein solcher ist besonders der Schutz der Ehre der Nation, den unser früheres Rechtssystem völlig ausser Acht gelassen hatte. Dr. Bogsch wies in seiner Ansprache ferner darauf hin, dass die Präsidentenrede des Reichsministers Frank gewisse, oft zu beobachtende Missverständnisse zerstreute, als er sich dazu bekannte,

dass er den Sinn des Rechts nicht nur in der Staats- und Volksbezogenheit, sondern auch in der Ich-Bezogenheit sieht, und dass diese soviel bedeutet, dass die Rechtsordnung neben der Sicherung des Staates und des Volkes auch die Sicherung der materiellen Wohlfahrt, des seelischen und geistigen Lebens, der sittlichen Grundsätze, des Glaubens, der Persönlichkeit, der Freiheit und der freien Entwicklung des Einzelnen zum Ziele haben muss. Die Rechtskammer will niemanden zwingen, sich an ihr zu beteiligen, sondern als freie Vereinigung der Teilnehmer zu dem grossen Ziele des Aufbaus der künftigen Ordnung Europas auf die Gerechtigkeit in ihrem Kreise und durch ihre Mittel beitragen. Diese Zielsetzung entspricht der hohen Denkweise, die mit überzeugender Kraft der ganzen Tätigkeit Adolf Hitlers entströmt. Daher — schloss Dr. Bogsch seinen Rechenschaftsbericht — hat es symbolische Bedeutung, dass die Bildung der ungarischen Gruppe gerade an dem Geburtstage Adolf Hitlers erfolgte.

Nach diesem Rechenschaftsbericht beschlossen die Anwesenden — nach einigen gehaltvollen Bemerkungen — die Bildung der Ungarischen Gruppe der Internationalen Rechtskammer als selbständige Vereinigung und nahmen die von Oberregierungsrat Rechtsanwalt Arpad Bogsch vorgelegten Statuten an. Nach der Konstituierung begrüßte die Generalversammlung telegraphisch Seine Durchlaucht den Herrn Reichsverweser, Seine Durchlaucht den Herrn Stellvertretenden Reichsverweser, auf dem Wege über das kön. ung. Aussenministerium den Führer und Reichskanzler Adolf Hitler, sowie den Herrn Ministerpräsidenten, den Herrn Innenminister, den Herrn Minister für Kultus und Unterricht und den Herrn Justizminister. Die Generalversammlung beschloss ferner, telegraphisch

Herrn Reichsminister Hans Frank, den Präsidenten der Internationalen Rechtskammer zu begrüßen und die Konstituierung telegraphisch der Berliner Zentrale mitzuteilen.

Sodann wählte die konstituierende Generalversammlung folgenden Beamtentab: Präsident: Staatssekretär Dr. Joseph Stolpa; Sektionspräsidenten in der wirtschaftsrechtlichen Fachsektion: Universitätsprofessor Dr. Edmund Kuncz; in der privatrechtlichen Fachsektion: Universitätsprofessor Dr. Andreas Nizsalovszky; in der zivilprozessrechtlichen Fachsektion: den Vizepräsidenten der Kön. Tafel in Budapest Dr. Gustav Vincenti; in der verwaltungs- und finanzrechtlichen Fachsektion: Universitätsprofessor Dr. Zoltán Magyary; in der strafrechtlichen Fachsektion: Kurialrichter, Universitätsprofessor Dr. Ludwig Zehery; in der Anwalts- (juristenberufsrechtlichen) Fachsektion: Oberregierungsrat vitéz Dr. Ludwig Szabó, Syndikus der Ungarischen Nationalbank; Geschäftsführender Präsident: Oberregierungsrat Rechtsanwalt Dr. Arpad Bogsch; Generalsekretär: Oberregierungsrat Rechtsanwalt vitéz Dr. Erich Mátyásfalvy; Sekretäre: Rechtsanwalt Dr. Stephan Cottely; Oberkontrollor der Ungarischen Nationalbank, Dr. Andreas Földváry, Ministerialkonzipist, Dr. Ivan Meznerics, Syndikus der Ungarischen Nationalbank, Dr. Ludwig Torday, Syndikus der Ungarischen Nationalbank; Obersyndikus: Oberregierungsrat Dr. Gyula Torzsay-Biber, Obersyndikus der Ungarischen Nationalbank; Syndici: Rechtsanwalt Dr. Edmund Uhlwurm und Rechtsanwalt Dr. Ladislaus Papp; Kassier: Rechtsanwalt Dr. Tiberius Szende; Kontrollor: Dr. Karl Puskás, kön. Stiftungs-Untersyndikus; Bibliothekar: Dr. Joseph Hegedüs, Richter am kön. Gerichtshof; Sektionssekretäre, in der wirtschaftsrechtlichen Fachsektion: Mi-

nisterialsekretär Dr. Ernst Bartal; in der privatrechtlichen Fachsektion: Ministerialsektionsrat, Privatdozent Dr. Béla Perneczky; in der zivilprozessrechtlichen Fachsektion: Rechtsanwaltskandidat Dr. Arpad Bogsch jun.; in der verwaltungs- und finanzrechtlichen Fachsektion: Ministerialkonzipist Dr. Joseph Valló; in der strafrechtlichen Fachsektion: Dr. Georg Ternovszky, Richter am kön. Gerichtshof; in der Anwalts-Fachsektion: Dr. Joseph Kuncz, Untersyndikus der Ungarischen Nationalbank; Mitglieder des Direktionsausschusses: Staatssekretär Dr. Gyula Ambrózy; Universitätsprofessor Dr. Paul Angyal; Ministerialsektionsrat Dr. Béla Csánk; Senatspräsident an der kön. Kurie Dr. Stephan Dávid; Universitätsprofessor Dr. Stephan Egyed; kön. ung. Geheimrat Dr. Tihamér Fabinyi, Finanzminister a. D., Präsident-Generaldirektor der Ungarischen Allgemeinen Kreditbank; Universitätsprofessor Dr. Andreas Fülei-Szántó; Rechtsanwalt Dr. Guido Gündisch; Rechtsanwalt Dr. Ludwig Huszovszky; Reichstagsabgeordneter; kön. ung. Geheimrat Dr. Oskar Jakabb, Staatssekretär a. D., Präsident der Geldinstitutszentrale; Staatssekretär Dr. Levente Kádár; kön. ung. Verwaltungsrichter Dr. Stephan Koós; Oberregierungsrat Rechtsanwalt Dr. Béla Kövess, Präsident der Budapester Anwaltskammer; Senatspräsident an der Budapester

kön. Tafel Dr. Viktor Külley; Kurialrichter Dr. Georg Lupkovic; Oberregierungsrat Dr. Oliver Markos, Direktor der Staatsbahnen; Kurialrichter Dr. Ludwig Mészáros; Ministerialrat Dr. Koloman Szakáts; Kurialrichter Dr. Stephan Szentkúthy; Ministerialrat Dr. Dominik Szentiványi; Rechtsanwalt Dr. Gyula Vida; Kronanwaltsvertreter Privatdozent Dr. Nikolaus Zöldy; Präsident des Rechnungsprüfungsausschusses: Dr. Wilhelm Steiner, kön. ung. Kriegsgerichtsrat-Major a. D., beeidigter Buchprüfer; Mitglieder des Ausschusses: Rechtsanwalt Dr. Johann Zsarnóczay; Dr. Alexander Juhász, Generalsekretär des Vereins beeidigter Buchprüfer; Ersatzmitglieder des Ausschusses: Dr. Johann Kemény, stellvertretender Direktor der Vereinigung der Fabriksindustriellen, Universitätslektor; Dr. Nikolaus Szabó, Syndikus der Ungarischen Bank- und Handels-A.-G.

Der zum Präsidenten gewählte Staatssekretär Joseph Stolpa dankte für das erwiesene Vertrauen. Er bat jedes einzelne Mitglied der entstehenden jungen Vereinigung, überzeugt zu sein, dass in der Leitung unerschütterliches und festes ungarisches Empfinden lebt, in dem sie nichts zum Wanken bringen kann. Jeden Schritt der Leitung wird allein das Ziel bestimmen, die heiligsten Interessen des Ungartums auch auf diesem ihr zugewiesenen Gebiete zu vertreten und diesen bis zum letzten Atemzuge zu dienen.

INHALT DES OKTOBERHEFTES 1942.

Nikolaus von Wesselényi. Von <i>Eugen von Szinyei Merse</i>	577
Sigmund Móricz. Von <i>Ladislau Németh</i> (mit Bildnis)	580
Mozart. Eine Gedichtfolge von <i>Paul Gulyás</i> , übersetzt von Friedrich Lám	585
Einsames Volk in Europa. Von <i>Andreas Moravek</i>	590
Vom Geist des Siebenbürger Deutschtums. Von <i>Karl Molter</i>	601
Ungarische Baukunst. Von <i>Eugen von Padányi-Gulyás</i> (mit 8 Abbildungen)	614
Ein Luther-Denkmal in Budapest. Von <i>Matthias Varsányi</i> (mit 2 Bildtafeln)	620
Die Dreivölkerstadt. Von <i>Zoltán Csuka</i> (mit Karte und 4 Abbil- dungen)	622
Sieben Kreuzer. Erzählung von <i>Sigmund Móricz</i>	632

Rundschau

Die Gründung der Ungarischen Gruppe der Internationalen Rechts- kammer	636
---	-----

MITARBEITER DIESES HEFTES:

Eugen von Szinyei Merse, kön. ung. Geheimrat, kön. ung. Kultus- und Unterrichtsminister.

Ladislau Németh, führender Denker und Dichter der ungarischen Literatur von heute.

Dr. Andreas Moravek, Sektionsrat im kön. ung. Kultus- und Unterrichtsministerium, Leiter der Abteilung für Minderheitenschulwesen.

Karl Molter, Professor am reformierten Kollegium in Kolozsvár (Klausenburg), führender siebenbürgisch-ungarischer Schriftsteller.

Eugen von Padányi-Gulyás, Reichstagsabgeordneter, bedeutender Architekt.

Matthias Varsányi, evangelischer Prediger.

Zoltán Csuka, Herausgeber der Fachzeitschrift für Volkstumsfragen „Láthatár“.

UNSERE DICHTER:

Paul Gulyás, volksverbundener Lyriker (Debrecen), feinsinniger Übersetzer deutscher Dichter.

Sigmund Móricz (1879—1942), der grösste Erzähler der neuen ungarischen Dichtung, Erneuerer der volkhaften Erzählung.

Verantwortlicher Schriftleiter und Herausgeber: *Béla Pukánszky*.

41.451. — Königl. Ung. Universitäts-Druckerei, Budapest. (V.: *Richard Thiering*.)

DIE SCHRIFTENREIHE DER UNGARISCH-DEUTSCHEN GESELLSCHAFT

herausgegeben von Generalsekretär Prof. *Alexander Varga v. Kibéd* bildet die natürliche Ergänzung unserer Zeitschrift im Sinne des Arbeitsprogramms der Gesellschaft. Während die Monatschrift UNGARN vor allem die Aufgabe hat, ungarisches Land und Volk der deutschen Öffentlichkeit zu erschliessen, soll die in ungarischer Sprache erscheinende SCHRIFTENREIHE das Gedankengut des neuen Deutschlands — zunächst durch die Veröffentlichung von Vorträgen führender deutscher Persönlichkeiten, die diese in der Ungarisch-Deutschen Gesellschaft hielten, — der breitesten Schicht ungarischer Leser vermitteln und dadurch an der ideellen Annäherung von Deutschtum und Ungartum fördernd und vertiefend mitwirken.

Bisher erschienene Hefte der SCHRIFTENREIHE:

1. *Darré, R. W.*: A Német Birodalom és a délkelet európai államok együtműködése a mezőgazdaság terén (Zusammenarbeit zwischen dem Reich und den südosteuropäischen Staaten auf landwirtschaftlichem Gebiet). 1940 P 1.—
2. *Von Cochenhausen, F.*: Német katonai szellem a multban és jelenben (Deutsches Soldatentum in der Geschichte und Gegenwart). 1940 P 1.—
3. *Spranger, E.*: Kultúrák találkozásáról (Kulturen in Begegnung miteinander). 1940 P 1.—
4. *Hóman, B.*: Német-magyar sorsközösség (Deutsch-ungarische Schicksalsgemeinschaft). 1941 P 1.—
5. *Günther, H. R. G.*: A tehetségek kiválasztása (Menschenauslese). 1941 P 1.—
6. *Freisler, R.*: Az új Európa jogrendje (Das Rechtsdenken des jungen Europa). 1941 P 1.—
7. *Strölin, K.*: Lakásügy, városéptés és tájrendezés (Wohnungswesen, Städtebau und Raumordnung). 1941 P 1.—
8. *Von Tschammer und Osten*: Testnevelés békében és háborúban (Leibeserziehung in Krieg und Frieden). 1941 P 1.—
9. *Schwerin von Krosigk L. gróf*: Háborús pénzügyi gazdálkodás (Kriegsfinanzierung). 1941 P 1.—
10. *Storm, E.*: Az állam és a gazdaság (Staat und Wirtschaft.) 1941 P 1.—
11. *Pukánszky, B.*: Mozart. 1942 P 1.—
12. *Hofmann, Fr.*: A széntől a mógumiig (Von der Kohle zum Kautschuk). 1942 P 1.—
13. *Paikert, G.*: Ahogyan egy magyar a magyart látja (Wie ein Ungar den Ungarn sieht). 1942 P 1.—



OSZK

Országos Széchényi Könyvtár